

XIII.

Ueber die Volksstämme Borneo's.

Von Oscar v. Kessel ¹⁾.

Die Gesamtbevölkerung der 10,000 Quadratmeilen großen Insel Borneo kann nur annähernd bestimmt werden: sie mag sich auf $2\frac{1}{2}$ Millionen Seelen belaufen; darunter sind etwa 1,800,000 Dajak's, 500,000 eigentliche Malaien (Muhamedaner) und 150,000 eingewanderte Chinesen. Letztere sind über ganz Borneo vertheilt; zum größten Theil bewohnen sie aber die Küsten, namentlich die Landschaft Sambas im Nordwesten Borneo's.

Die Malaien sind die eigentlichen Herren des Landes. Sie haben den größten Theil der Insel im Besitz und bilden 30 bis 40 kleinere oder größere Staaten unter eigenen Fürsten, welche die Titel Sultan, Pennimbahan, Pangheran führen. Alle diese Staaten sind mehr oder weniger Oligarchien. Den Fürsten werden zwar einige Ehrenbezeichnungen erwiesen; ihr Einfluß auf die Bevölkerung ist aber außerordentlich gering. Sowohl begangene Verbrechen als Staatsangelegenheiten werden nach der bestehenden Hadat ²⁾ durch eine Rathsammlung der Aeltesten unter dem Vorsitz des Fürsten entschieden.

Die dajakschen Stämme werden von den Malaien als ihre rechtmäßigen Unterthanen angesehen, als Heiden, die Allah seinen Gläubigen geschenkt hat. Theils müssen sie Frohndienste verrichten, theils einen großen Theil ihrer Ernten abgeben. Und zwar sind sie nicht nur Unterthanen der Fürsten, sondern der ganzen malaiischen Bevölkerung. Ich habe einzelne gewöhnliche Malaien getroffen, denen nicht weniger als 20 bis 30 dajaksche Familien gehörten. Seit alten Zeiten

¹⁾ Die Reise des Verfassers von Sumatra nach Pontianak im Jahre 1846 ist im ersten Bande dieser Zeitschrift S. 331 ff. mitgetheilt.

²⁾ Hadat heißt nicht sowohl Gesetz als Gebrauch und Sitte.

waren diese von den Vorältern auf die Nachkommen vererbt worden. Doch ist dieses Verhältniß nicht in allen Staaten dasselbe. In Brunei, Sambas, Landak, Pontianak, Banjer üben die Fürsten eine etwas größere Gewalt aus, und die dajakschen Unterthanen gehören hier nur den Gliedern der fürstlichen Familie an, unter welche sie gleichmäßig vertheilt sind. In anderen Gegenden wieder, die mehr im Innern der Insel liegen, wie Selimbau, Sweit, Junkung, Nangabunut, deren dajaksche Bevölkerung nicht durch Waffengewalt unterworfen wurde, beanspruchen die Malaien nur das Recht des Alleinhandels, wodurch sie beinahe eben so große Vortheile genießen, als wenn sie directe Abgaben von der Ernte empfangen; denn sie setzen ihre Waaren: Eisen, Salz, Taback, Kupferdraht, groben Kattun, grobes chinesisches Geschirr etc. zu willkürlichen Preisen ab. Keinem fremden Händler ist es gestattet, die dajakschen Districte zu besuchen, noch weniger in ihnen Waaren zu verkaufen.

Die Unterjochung der Dajaks durch die Malaien ist eine allmähliche gewesen. Malaiische Seeräuber, Kaufleute und Ansiedler ließen sich vor einigen hundert Jahren an den Küsten Borneo's nieder, drangen allmählich in's Innere vor und siedelten sich an den Ufern der großen Ströme an; unterstützt durch ihre bessere Bewaffnung mit Feurgewehren besiegten und unterwarfen sie die dajakschen Stämme. Auch jetzt noch liegen alle größeren malaiischen Dörfer nur an den Küsten und an den Ufern der großen Flüsse, während die Dajaks die kleineren Flußgebiete bewohnen. Namentlich sind es die Mündungen aller schiffbaren Nebenflüsse der größeren Ströme, an welchen sich die Malaien niedergelassen haben. Diese bieten ihnen, da fast alle Communication in Borneo nur zu Wasser vor sich geht, die beste Gelegenheit, einestheils ihre Waaren den Dajaks zuzuführen, andernteils dieselben im Zaum zu halten, indem sie ohne Bewilligung der Malaien ihr Flußgebiet nicht verlassen können. In den dajak'schen Districten findet man nur einzelne kleine malaiische Ansiedlungen, die zur besseren Ueberwachung der einheimischen Bevölkerung dienen. Man kann annehmen, daß von sämtlichen Dajaks auf Borneo zwei Drittheile durch die Malaien mehr oder weniger unterworfen sind, während ein Drittheil noch frei ist.

Außer diesen unterjochten und noch freien Stämmen leben im Mittelpunkte der Insel gegen 50,000 Nomaden. Ohne jede Cultur, ohne Häuser, Ackerbau und Viehzucht, streichen diese durch die Wälder und leben nur von Fischfang, Jagd und wildem Sago. Sie sind die eigentlichen Wilden des Landes und die Feinde aller übrigen Bewohner, dabei feig, grausam und hinterlistig.

Was das Außere sowohl der wilden als der cultivirten Dajaks

betrifft, so gehören beide ohne Ausnahme der gelben malaiischen Race an. Sie unterscheiden sich aber von den eigentlichen Malaien sowohl durch Sprache wie durch Sitten.

Weder die wilden noch die ackerbautreibenden Stämme der Dajak's können als die Urbevölkerung der Insel angesehen werden. Kleine Ueberreste einer schwarzen Race, wie sie auf den Philippinen, Neu-Britannien und den Hebriden zu finden sind, kommen auch noch im Innern Borneo's, namentlich im Nordosten vor. Ich selbst hatte keine Gelegenheit, sie zu sehen. Malaiische Kaufleute aber, deren Aussage ich vollkommenes Vertrauen schenken konnte, schilderten sie mir als auf einer sehr niederen Culturstufe stehend, obschon in Häusern wohnend und Ackerbau treibend.

In einem Lande wie Borneo, welches seit undenklichen Zeiten steten Einwanderungen vom asiatischen Festlande und von den benachbarten Inseln ausgesetzt war, kann es nicht auffallen, zwanzig bis dreißig, verschiedene Sprachen redende Volksstämme zu finden. Namentlich ist dieses im Nordwesten und Norden der Fall. Einige dieser Stämme bestehen nur aus 50 bis 100 Familien. In Farbe und Gesichtsbildung ist übrigens, wie ich bereits erwähnte, kein Unterschied bemerkbar; auch sind alle diese verschiedenen Sprachen, selbst die der wilden Nomaden, nur Dialecte des Malaiischen.

Es würde schwer sein, in einem solchen Lande zu reisen, wenn nicht das Malaiische die allgemeine Conversationssprache bildete. In welche Gegend man auch kommen mag, man kann sicher sein, stets eine oder mehrere Personen zu treffen, die aufer ihrer Muttersprache auch das Malaiische verstehen. Dies gilt übrigens für den ganzen indischen Archipel, wo, wie man annehmen kann, über hundert verschiedene Dialecte gesprochen werden, von denen sich manche sehr fern stehen, obschon sie alle dem großen malaiischen Sprachstamme angehören.

Wenn man nun die dajak'schen Völkerschaften cintheilen will, so kann man auf die Sprachen der kleineren Stämme, die sich hin und wieder zerstreut in der Mitte der größeren vorfinden, nicht Rücksicht nehmen; auch haben sie deren Sitten, religiöse Begriffe und Lebensart angenommen, und ihre Kleidung, die Form ihrer Häuser, Waffen und Geräthschaften ist ganz dieselbe. Von größeren Volksstämmen lassen sich sechs Hauptabtheilungen unterscheiden, und zwar:

- 1) Die Stämme von Ost-Borneo, unter dem allgemeinen Namen Pari bekannt.
- 2) Die von Süd-Borneo, die Bijadju.
- 3) Die Stämme des Nordwestens, ohne gemeinsamen Stammnamen. Sie nennen sich nach den Flußgebieten, die sie inne haben, und

bewohnen die Landschaften Sambas, Landak, Serawak, Sadong und Sekaijam.

- 4) Die von Nord- und Central-Borneo, auch ohne gemeinsamen Stammnamen; sie bewohnen Brunei und den grössten Theil des Flußgebietes des Kapuas, namentlich auf dem linken Ufer desselben. Hierzu gehören auch die Seeräuber-Stämme von Batang-lupar und Seribas.
- 5) Die ganz wilden Nomaden-Stämme des Innern, Punan, Manketta, Wutt oder Ott, und endlich
- 6) der erwähnte kleine Ueberrest schwarzer Urbevölkerung im Nord-Osten der Insel.

Alle diese Völkerschaften unterscheiden sich deutlich durch die Form und Art ihrer Waffen, den Bau ihrer Häuser, durch ihre religiösen Begriffe, den Grad ihrer Cultur und endlich durch ihre Sprachen, in denen die der kleineren Stämme gewissermaßen verschwinden. Nur muß hier eine scharfe Scheidewand zwischen den fünf erstgenannten Stämmen, die sämtlich der gelben Race angehören, und der zuletzt genannten schwarzen Urbevölkerung gezogen werden.

Der Name Dajak ist kein nationaler Name, noch von irgend einer historischen Bedeutung. Die Malaien gebrauchen dieses Wort ohne Ausnahme für alle Heidenstämme.

Die Malaien.

Wie ich bereits erwähnte, liegen die Dörfer der Malaien meist an den Küsten und an den Ufern der großen Ströme. Die größten, an den Küsten gelegenen, wie Pontianak, Sambas, Kottaringin, Banjer, Kotté, Brunei, zählen durchschnittlich 400 bis 500 Häuser, die im Innern des Landes nur 20, 40 bis 60, selten 100 Häuser, wie dies z. B. mit Sintang am Kapuas der Fall ist. Die Häuser der Fürsten und reichsten Einwohner sind von Eichenholz und auch mit kleinen Brettern von diesem Holze, in Form von Dachziegeln, gedeckt. Sie sind 5 bis 8 Fufs über der Bodenfläche auf Pfählen erbaut, mit hohen Dachstühlen. Die ärmere Klasse bewohnt nur Bambushütten, nicht weil das Holz kostspieliger ist, denn der Wald ist wörtlich vor der Thüre, sondern weil die Zurichtung der großen Baumstämme viele Arbeitskräfte erfordert, während der Bambus ¹⁾ ein leichtes Material ist, welches ein einzelnes Individuum aus dem Walde holen und ohne Hilfe zu einem Bau zusammenfügen kann. Diese Bambushütten sind entweder mit Palmblättern oder mit dem langen indischen Grase (*Allang Allang*) ge-

¹⁾ Der Bambus erreicht eine Höhe von 50 Fufs und hat unten einen halben Fufs im Durchmesser.

deckt. Gewöhnlich sieht man in den malaiischen Dörfern 10 bis 12 der gröfseren Häuser, mit einem starken, 10 bis 12 Fufs hohen Zaune von Eisenholz umgeben, der als Verschanzung dient. Dieser umzäunte Theil des Dorfes heifst Kotta oder Stadt. Hier wohnen die Fürsten und angesehensten Personen. Alle Dörfer liegen beinahe ohne Ausnahme in einer Reihe unmittelbar am Flufsufer. Eine der Menge der Häuser entsprechende Anzahl Holzflöße sind am Ufer befestigt und dienen zum Baden, da es der Krokodile wegen gefährlich ist, ohne Weiteres in's Wasser zu gehen. Auf einigen dieser Flöße befinden sich kleine Badehäuschen von Bambus. Eine Menge Kähne, kleine und gröfsere Handelsfahrzeuge, liegen längs des Ufers zwischen und an diesen Flößen. Die gröfsten dieser Fahrzeuge, die man Bandong nennt, haben die Form unserer grofsen Fluskkähne, nur sind sie mit einem Dache von Palmblättern oder von Allang gedeckt. In der Regel sind sie 80 Fufs lang und 10 bis 12 Fufs breit.

Die Dörfer bieten nur den Anblick einer schwarzen, von Wald umgebenen Häuserreihe dar; von Gärten oder Feldern in ihrer Nähe ist wenig die Rede. Denn die trägen Malaien bauen nur selten etwas Reis; sie leben von der Ernte der Daijaks. Selbst Fruchtbäume erblickt man nicht; nur wenige Pisangstauden und einige Kokospalmen finden sich hier und dort; die Zahl der Dörfer, die gar keine Kokospalmen besitzen, ist nicht gering. Von jenen mannichfaltigen schönen Früchten, die man auf Java und anderen Inseln in Ueberflufs besitzt, ist hier keine Spur zu finden. Die hiesigen Malaien scheinen nur für zwei Dinge Sinn zu haben, für Trägheit und für Handel, so wenig beides vereinbar scheint. Jeder Malaie, vom Fürsten bis zum geringsten und ärmsten Mann, ist Händler, und da die Daijaks keine Gelegenheit haben, ihren Bedarf an Salz, Taback etc. anderswo einzukaufen, weil sie ihre Flufsgebiete ohne Bewilligung ihrer Herren nicht verlassen können und eben so wenig andere Kaufleute zu ihnen zugelassen werden, so müssen sie die Preise zahlen, welche die Malaien ihnen stellen. Damit soll aber nicht gesagt sein, dafs die Malaien ihre daijak'schen Unterthanen hart behandeln; dies ist durchaus nicht der Fall. Im Gegentheil gehen sie auf ziemlich freundliche Weise mit ihnen um, ungefähr wie Kaufleute mit ihren Kunden. Die Frohndienste, welche die Daijaks verrichten müssen, sind sehr gering; sie beschränken sich auf Lieferung von Holz zum Häuserbau und Hilfe bei dem Aufbau selbst. Von Schlägen und Mißhandlungen ist nie die Rede, eben so wenig von Gefängnifs oder anderen leiblichen Strafen. Die Malaien kennen nur eine Strafe: sie lassen die Daijaks zahlen. Bisweilen wird eine Familie wegen kleiner Versehen mit 200 und 300 Gulden Strafe belegt. Abschlagszahlungen in Reis, denn dies ist die cursirende

Münze, werden angenommen; erfolgen sie aber nicht, es sei wegen Missernte, die oft stattfindet, oder anderer Ursachen wegen, so werden Kinder der Familie mit Beschlag belegt. Man berechnet gewöhnlich den Preis für ein Kind von 7 bis 10 Jahren auf 50 Gulden, von 12 bis 16 Jahren auf 80 bis 100 Gulden. Schöne Mädchen gelten wohl das Doppelte. Diese Kinder sind alsdann für immer von ihren Eltern getrennt; sie werden Muhamedaner, bleiben aber nichtsdestoweniger zeitlebens Sklaven. Doch ist diese Sklaverei keine harte, und verdient kaum so genannt zu werden. Die Sklaven müssen während der Handelsreisen ihrer Herren rudern, häusliche Arbeiten verrichten, auch Gold und Diamanten suchen, werden aber im Uebrigen mehr wie Mitglieder der Familie als wie Dienstboten behandelt. In früheren Jahren wurden solche dajak'sche Kinder auch nach den Küstenplätzen und nach den benachbarten Inseln verkauft. Letzteres darf, seitdem die niederländische Regierung die Küste besetzt hat, nicht mehr geschehen; werden jetzt solche Sklaven dennoch nach den Küstenstädten verkauft, so steht es ihnen zu jeder Zeit frei, sich für dieselbe Summe wieder auszulösen, für die sie verkauft wurden. Sie fallen alsdann in eine Kategorie mit den Orang ber Utangs ¹⁾).

Dieses ist ein Borneo eigenthümliches Abhängigkeitsverhältniß. Will sich Jemand als Orang ber Utang engagiren, so leiht er eine Summe Geld von 10 bis 100 Gulden, selten mehr. Er bleibt dann so lange als Pfand im Hause des Gläubigers und arbeitet für diesen, bis die geliehene Summe zurückgezahlt ist. Lohn erhält er nicht, sondern nur Essen und Kleidung. Gefällt ihm sein Schuldherr nicht, so geht er zu einem andern und leiht eine zweite Summe, womit er die erste bezahlt, und tritt in des zweiten Herrn Dienste. In den Küstenplätzen besitzt jeder etwas wohlhabende Einwohner einen oder mehrere dieser Schuldner; die Fürsten 20 bis 40. Da diese Leute kein Gehalt beziehen und Essen und Kleidung nur dann erhalten, wenn ihre Arbeit verlangt wird, so fällt es den Fürsten leicht, bei öffentlichen Gelegenheiten ein zahlreiches Gefolge zu zeigen und eine Art Scheinpomp zu entfalten.

Während die nach den Küstenplätzen verkauften dajak'schen Kinder daselbst das Recht haben, sich für dieselbe Summe wieder frei zu kaufen, für welche sie verkauft wurden, ist dies im Innern der Insel, wo die niederländische Regierung keine Macht ausübt, nicht der Fall. Uebrigens werden von den Malaien allerlei Ränke ausgesonnen, um nicht nur Kinder, sondern ganze Familien zu Leibeigenen zu machen. Die beste Gelegenheit bietet sich, wenn in den dajak'schen Districten

¹⁾ Schuldner, wörtlich verschuldeter Mann.

Hungersnoth herrscht, was leider nur zu oft vorkommt. In diesem Falle leihet der Malaie gern, — aber natürlich nur gegen 1000 bis 2000 Procent Zinsen. Gewöhnlich sind dann die armen Leute, die vielleicht 50 Maafs Reis empfangen haben, nicht im Stande, 500 oder gar 1000 Maafs dafür zurückzugeben, und die Folge ist Sklaverei.

Aufser der Verwendung für die gewöhnlichen Hausarbeiten und das Rudern werden diese Sklaven auch zum Sammeln von Diamanten oder Goldstaub benutzt. Diamanten kommen im Nordwesten und Süd-Osten der Insel, Gold überall vor. Die Malaien erkennen an der Oberfläche des Bodens, an der Art und Farbe des Erdreichs die Stellen, wo Diamanten wahrscheinlich vorhanden sind. Man gräbt Gruben von 10 bis 12 Fufs Durchmesser und eben so viel Tiefe, und die herausgeworfene Erde wird sorgfältig untersucht. Im Allgemeinen ist aber sowohl der Gewinn des Diamantensuchens wie der des Goldsammelns sehr unbedeutend und beträgt durchschnittlich kaum 6 bis 10 Sgr. täglich von dem einzelnen Arbeiter. Denn bisweilen wird Monate lang vergeblich gegraben, oder es werden nur sehr kleine Steinchen gefunden. Das Diamantensuchen ist Jedem gestattet; alle Steine über 4 Karat müssen aber an die Fürsten verkauft werden, und diese bezahlen natürlich eine im Verhältniß der Gröfse nur sehr unbedeutende Summe; einen Stein von 20 bis 50,000 Gulden an Werth vielleicht mit 1000 bis 2000 Gulden. Daher werden, wo es nur immer geschehen kann, grofse werthvolle Steine verheimlicht und unter der Hand in den Küstenplätzen verkauft, natürlich auch nur für kleine Summen. Man kauft auf diese Weise bisweilen die kostbarsten Steine für ein Zehnthel des wirklichen Werthes. In Pontianak, Sambas und Banjermassing werden die Diamanten durch malaiische Schleifer sehr fein und schön geschliffen. Der Goldstaub wird entweder aus dem Flußbett genommen und mit runden hölzernen Schüsseln in den Flüssen gewaschen, oder man gräbt einige Fufs tief und wäscht das Erdreich auf dieselbe Weise.

Die Kleidung der Malaien besteht in kurzen, bis an die Knie reichenden, weiten Beinkleidern, einem 3 bis 4 Ellen langen, schmalen Shawl als Leibgürtel, kurzer Jacke, die auf dem blofsen Leibe getragen wird, einem Kopftuch, das die Stelle des Turbans vertritt, und dem Sarong; dies ist ein 4 bis 5 Ellen langes und 2 Ellen breites Stück Zeug, dessen beide Enden zusammengenäht sind, während es oben und unten offen bleibt. Diese Art Tunika wird bald über der Schulter hängend, bald nach javanischer Art als Kleid getragen. Des Nachts dient der Sarong als Decke. Die Frauen haben nur zwei Haupt-Kleidungsstücke: den bereits beschriebenen Sarong, den sie wie einen Sack anziehen und der ihnen von den Hüften bis an die Knöchel reicht, und ein nur bis über die Knie herabfallendes Oberkleid (Baadju) mit

Aermeln. Eine Kopfbedeckung tragen sie nicht. Nur wenn sie lange der Sonne ausgesetzt sind, bedecken sie den Kopf mit einem großen runden Hute aus Flechtwerk.

Die Waffen der Malaien bestehen in einem $2\frac{1}{2}$ Fuß langen, wenig gekrümmten Säbel (Padang), Dolch und Schießgewehr. Auch findet man in allen größeren malaiischen Dörfern mehrere Geschütze, meist von Metall, einige davon sind Zwölfpfünder, doch sind die Laffetten, auf denen sie ruhen, selbst gezimmert und sehr unpraktisch. In Ermangelung von Kugeln schießt man mit runden Steinen. Diese Kanonen sind meist alte Schiffsgeschütze, die auf Java oder Singapura oder in früheren Zeiten von Seeräubern aufgekauft und von den Küstenplätzen in's Innere verhandelt wurden.

Die Lebensart des Malaien ist ungefähr folgende. Um 6 Uhr des Morgens mit Tagesanbruch steht er auf und geht sogleich zum Bade, wo er sich mittelst eines Gefäßes Wasser über Kopf und Körper gießt. Etwa um 8 Uhr frühstückt er Reis, der so trocken gekocht ist, daß man ihn mit den Fingern essen kann, ohne sich diese naß zu machen, und gewöhnlich noch etwas Fisch, meist getrocknet, mit rothem Pfeffer und Salz gewürzt. Um 1 Uhr nimmt er die zweite Mahlzeit zu sich, und um 6 Uhr die dritte, die ganz aus denselben Speisen bestehen. Der Reis hat in Indien eine weit größere Bedeutung als bei uns Brod und Kartoffeln. Jede Mahlzeit, ohne Unterschied, besteht aus trocken gekochtem Reis, mit gepfeffertem Fisch oder Fleisch dazu. Sehr oft wird aus Gurken, Kürbissen, oder Blättern verschiedener Pflanzen ein Gericht bereitet, welches man an Stelle von Fisch oder Fleisch zum Reis genießt. Dennoch steht die malaiische Kochkunst nicht gerade auf niedriger Stufe. Die Gerichte, die man bei festlichen Gelegenheiten auftragen sieht, sind sehr mannichfaltig; da giebt es Fische, kleine Krebse, Hühner und Enten auf die verschiedenste Weise zubereitet, aber Alles so stark gepfeffert, daß eine europäische Zunge zurückschrecken würde; außerdem die verschiedensten Arten Backwerk, aus Reis oder Reismehl, Kokosöl und Zucker bereitet, und endlich auch Früchte. Bei manchen Festen habe ich zwanzig bis dreißig Gerichte bemerkt. Doch sind sie eigentlich nur Beigaben zum Reis, und Niemand wird es einfallen, sich an Fisch oder Geflügel satt essen zu wollen. Für gewöhnlich lebt der Malaie sehr mälsig, und selbst der vornehme und reiche hat außer dem Reis selten mehr als eine oder zwei Schüsseln mit Fischen oder Geflügel. Viele Malaien trinken des Morgens etwas Kaffee, jedoch so schwach, daß er kaum von Wasser zu unterscheiden ist; übrigens wird auf Borneo kein Kaffee gebaut, und der wenige, der verbraucht wird, ist von Java eingeführt. Ebenso werden zwei andere wichtige Artikel des malaiischen Haushalts, Kokosöl

und Zucker, von den Küstenplätzen in's Innere geführt. An der Meeresküste findet man eine große Menge Kokospalmen, während die Malaien im Innern zu träge sind, diese Bäume in hinreichender Anzahl zu ziehen.

Ein Hauptbedürfnis der Malaien, welches eine beinahe eben so wichtige Stelle als Essen und Trinken einnimmt, ist der Zirie (Bethel). Meine Ruderer konnten eher Hunger und Durst ertragen, als den Mangel an Zirie-Blättern. Sie wurden ganz matt und schwach, wenn es sich bisweilen zutrug, daß diese Blätter nicht zu haben waren. Das Kauen von Taback ersetzt den Zirie nur sehr unvollkommen. Die Zirie-Pflanze ist eine Pfefferart, deren Blatt die Größe und Gestalt eines Lindenblattes hat, nur etwas länglicher ist. Auf dieses Blatt wird ein wenig feiner, gewöhnlich aus Seemuscheln präparirter Kalk gestrichen; hierauf ein Stückchen Pinang-Nuß von säuerlich-bitterem, zusammenziehenden Geschmack, und Gambir, eine Substanz aus den bitteren Blättern der Gambir-Staude bereitet, endlich noch ein klein wenig Taback gelegt. Diese Composition wird gekaut und ungefähr 10 bis 15 Minuten im Munde behalten.

Die Daijaks.

Die Bekleidung aller Daijaks besteht eigentlich nur aus einem Hauptstück und bleibt der Form nach bei allen Stämmen gleich, wenn auch Farbe und Stoff verschieden sind. Die Männer tragen einen Leibgürtel, die Frauen ein kurzes, sehr eng anschließendes Kleidchen. Dagegen sind Waffen, Kopfbedeckungen und Schmuckgegenstände von verschiedener Art und Form, und man kann hieran die Stämme deutlich unterscheiden. Der Leibgürtel der Männer besteht aus einem 4 bis 5 Ellen langen und 1 Fuß breiten Shawl von weicher präparirter Baumrinde oder eigends dazu gewebtem Stoffe. Dieser Shawl wird zwischen den Beinen durchgezogen und dann zwei bis drei Mal um die Hüften gewunden. Die Enden hängen vorn und hinten herab. Durch die Art und Weise, wie man dieses Kleidungsstück anlegt, wird den Erfordernissen der Schamhaftigkeit vollkommen genügt.

Die daijak'schen Dörfer gewähren einen höchst eigenthümlichen Anblick, namentlich die von Süd- und Ost-Borneo (Bijadju und Pari). Gewöhnlich besteht ein solches Dorf nur aus einem, 100 bis 120 Schritt langen Gebäude; ist die Einwohnerzahl groß, auch wohl aus mehreren. Ein solches Haus ruht auf einigen hundert Pfählen, 20 Fuß über der Bodenfläche. An den Eingängen, deren es gewöhnlich nur zwei giebt, befinden sich Baumstämme mit Einschnitten, die als Stiegen dienen. Auf diese Weise ist ein solches Gebäude nicht nur eine Art Kaserne, in der 50 bis 60 Familien wohnen, sondern auch zugleich Festung,

die, wenn die Stiegen weggenommen sind, nicht leicht zu erobern ist. Im Innern ist das Haus der Länge nach in zwei Hälften getheilt. In der hinteren Hälfte befinden sich neben einander eben so viele kleine Kammern, als Familien vorhanden sind. Die ganze vordere Hälfte ist gemeinschaftlicher Besitz, sie ist der Vereinigungsplatz für Männer und Weiber, Kinder und Hunde. In jeder Zelle befindet sich ein mit Erde gefüllter kleiner Kasten, der als Feuerheerd dient; der Rauch der 50 bis 60 Heerde muß sich durch die feinen Zwischenräume des Daches einen Ausweg suchen. Im Allgemeinen wird man indess, da die Dachstühle hoch sind, nicht sehr vom Rauch belästigt. Die Pfähle, auf denen das Haus ruht, sind in der Regel von Eisenholz, da dieses Holz allein im Stande ist, 15 bis 20 Jahre den Einwirkungen des feuchten tropischen Klima's zu widerstehen. Die übrigen Bestandtheile des Gebäudes sind auch sämmtlich von Holz, jedoch von minder dauerhaftem. Das Dach ist, wie das der malaiischen Häuser, mit kleinen, in Form von Dachziegeln geschnittenen Brettern gedeckt, bisweilen auch mit dem Bast der Sacca-Palme. Vier bis fünf kleine, auch auf Pfählen ruhende Reismagazine stehen an der Vorderseite jedes Hauses. Die Wohnungen der nordwestlichen Stämme und größtentheils auch der von Central-Borneo kann man füglich nur Hütten nennen. Sie sind nicht von Holz, sondern von Bambus, ruhen auch auf Pfählen, die aber nur 8 bis 10 Fufs hoch sind. Hier besteht das Dorf nicht aus einem Gebäude, sondern aus 30 bis 100 Hütten; es giebt sogar einzelne Dörfer, wie Sunkung, die über 200 Hütten zählen. In jeder Hütte wohnen zwei, drei, bis vier Familien. Die innere Einrichtung ist übrigens dieselbe, die wir eben beschrieben haben. Nach der Anzahl der Familien enthält jede Hütte 2 bis 4 Zellen, aber die Scheidewände haben hier keine Fensteröffnungen, wie es in den Häusern der Pari und Bijadju der Fall ist. Dagegen hat jede Hütte an der Vorder- und Hinterseite Klappen im Dach, die durch Stützen geöffnet und bei Regenwetter geschlossen werden; im letztern Falle ist es im Innern ziemlich dunkel, da alsdann nur durch den Eingang und die Ritzen der dünnen Bambuswände etwas Licht eindringen kann. Das Dach ist mit Palmbllättern oder dem langen indischen Grase (*Allang Allang*) gedeckt. Diese Hütten bilden eine oder mehrere Reihen und stehen so dicht an einander, das man, wenn sie nicht von verschiedener Höhe wären, die ganze Reihe für ein Gebäude halten könnte. Eine andere Abweichung von den im Vorhergehenden beschriebenen Häusern besteht darin, das sich an der Vorderseite jeder Hütte eine Art Veranda befindet, die 6 bis 10 Schritte breit, aber nicht bedacht ist. Jedes Dorf hat mehrere Berathungshütten: kleine runde Gebäude, die auf 20 bis 25 Fufs hohen Pfählen stehen. In diesen hängen die erbeuteten Schädel, und die jungen unverheirathe-

ten Männer schlafen in denselben. Vermuthlich sind sie deshalb so hoch, um im Falle eines feindlichen Angriffs von hier aus das umliegende Terrain gut übersehen und sich besser vertheidigen zu können ¹⁾).

Während die südlichen und östlichen Stämme in festen Wohnorten leben und ihre dauerhaften Häuser selten verlassen, um in einer andern Gegend sich anzusiedeln, bauen die nordwestlichen Stämme sich jährlich in einer neuen Gegend an. Diese Sitte hängt mit der Art und Weise, wie sie ihre Felder bewirthschaften, zusammen. Jedes Dorf besitzt nämlich einen gewissen District Land, der in sieben Schläge getheilt ist, wovon jährlich einer bebaut wird. Die Daijaks verlegen dann ihr Dorf jedesmal nach derselben Gegend, wo das zu bebauende Feld liegt. Nach sieben Jahren langt man bei dem siebenten und letzten Schläge an, und fängt das achte Jahr bei dem ersten wieder an. Die Art der Bebauung ist folgende. Man haut den Wald da, wo man die Reisfelder anlegen will, nieder und verbrennt nach einigen Wochen die umgehauenen Stämme, deren Asche zugleich als Düngungsmittel dient; das Erdreich wird dann nur sehr oberflächlich aufgelockert, und die jungen, 4 bis 5 Zoll hohen Reispflanzen, die man vorher an einem passenden Orte gezogen hat, werden in den neuen Acker gepflanzt. Dies geht sehr schnell, indem ein Theil der Arbeiter vorangeht und mit spitzen Stöcken eine Menge Löcher in das Erdreich stößt, während die Frauen folgen und möglichst schnell die jungen Pflanzen in die Oeffnungen bringen. Ein solcher in sieben Schläge getheilter Bezirk ist gewöhnlich 3 bis 4, bisweilen aber auch, wo die Bevölkerung spärlich ist, 15 bis 20 Quadratmeilen groß. In den größeren Districten werden natürlich nur die fruchtbarsten, an kleinen Flüssen gelegenen Stellen bebaut. In Folge des regelmäßigen Umhauens der Waldung ist in bevölkerten Gegenden das Aussehen der Gehölze auch sehr verschieden: bald trifft man auf undurchdringliches, erst wenige Monate altes Buschwerk, bald auf drei- bis vierjährigen, und an einer andern Stelle auf siebenjährigen, schon ziemlich hohen Wald, denn die Vegetation in den Tropenländern ist so üppig, daß sie mit derjenigen in der gemäßigten Zone nicht verglichen werden kann. Um den Reis, wenn er der Reife nahe ist, vor den Vögeln zu schützen, werden in den Feldern kleine Wachthäuschen errichtet, die 20 Fuß hoch auf Pfählen stehen. Von diesen Häuschen aus gehen nach allen Richtungen des Feldes eine große Anzahl dünner Schnüre, an deren Enden sich Klappern befinden. Kinder von 10 bis 12 Jahren sind in der Regel die Wächter; so oft nun ein Schwarm Vögel sich niederläßt, ziehen

¹⁾ Im königlichen Museum zu Berlin befinden sich getreue Modelle aller dieser Häuser, die ich in Indien habe anfertigen lassen.

sie an den Schnüren, die nach der Gegend hinleiten, wo die Diebe sich befinden. Auf diese Weise hört man um die Zeit der Ernte ein unaufhörliches Geklapper in den Feldern.

Der Reis wird nicht wie unser Getreide unmittelbar über der Bodenfläche abgeschnitten, sondern mit eigenthümlich geformten kleinen Messern nicht weit unter der Aehre, da man von dem Stroh keinen Gebrauch zu machen weifs. Die Aehren werden in einem niedrigen Kasten, dessen Boden aus dicht an einander liegenden Latten besteht, theils ausgetreten, theils mit Stäben ausgeschlagen. Die Körner fallen durch die engen Zwischenräume der Latten, auf eine grofse, unter dem Kasten liegende Matte. Um sie von den Hülsen zu befreien, werden sie in hölzernen Blöcken gestampft. Das Pflanzen, Schneiden und Stampfen des Reises verrichten die Frauen. Auch sammeln sie Brennholz und holen in langen armdicken Bambusröhren das nöthige Wasser aus dem stets nahe gelegenen Flusse.

Obschon die östlichen und südlichen Stämme nicht diese Art Nomadenleben führen, sondern gewöhnlich 20 Jahre und länger auf einer Stelle wohnen, so bebauen sie doch nicht stets ein und denselben Landstrich, sondern wechseln mit den Feldern ab, wenn auch nicht in der regelmässigen, eben beschriebenen Weise. Ihre Felder liegen gewöhnlich auch in gröfserer Entfernung vom Dorfe. Man findet daher in jenen Gegenden bisweilen kleine Häuser, die auf einem oder mehreren dicht neben einander stehenden Bäumen errichtet sind und die von einer Familie oder von einigen Männern, welche das Feld bewachen, bewohnt werden.

Die einzigen Hausthiere, welche die Dajjaks halten, sind Hunde, Schweine und Hühner. Bei den Malaien findet man nur Hühner und Enten, hin und wieder auch Ziegen; im südlichen Borneo auch einige wenige Büffel, doch sind diese sehr theuer und gelten den vierfachen Preis, den sie auf Java kosten.

Die Mahlzeiten der Dajjaks bestehen, wie die der Malaien, hauptsächlich nur aus Reis, und finden eben so oft und regelmässig statt. Aufser Schweinen, die sie nur bei festlichen Gelegenheiten schlachten, und Wild essen sie auch Hunde, Affen, Krokodile und verschiedene andere Thiere, welche die Malaien für unrein halten und verabscheuen. Doch giebt es auch einige dajak'sche Stämme von Central-Borneo (Selimbau, Si-Bruang, Nangabunut, Kantoh), welche diese letzteren ekelhaften Thiere nicht essen, überhaupt gesitteter und reinlicher scheinen, als die meisten übrigen Stämme der Insel. Zirie ist allgemein in Gebrauch, und den Dajjaks eben so unentbehrlich, als den Malaien.

Die Frauen werden ohne Ausnahme bei allen dajak'schen Stämmen liebevoll behandelt, obschon sie den gröfsten Theil der Arbeit ver-

richten müssen. Die Frauen aller Stämme, mit Ausnahme der wilden Nomaden, weben grobe Stoffe, theils aus Baumwolle, theils aus den Fasern des jungen Bambus oder der Lumba-Pflanze, einer schilfartigen Grasart. Dagegen verfertigen die Frauen von Central- und Nord-Borneo (Brunei, Battang-lupar, Seribas, Selimbau, Katungau, Junkung, Sweit etc.) ausgezeichnet feine baumwollene Stoffe mit den schönsten Mustern. Die Zeuge, die sie weben, kommen in den entferntesten Theilen der Insel im Handel vor. Namentlich sind es ihre baumwollenen Tschawat's (Kleidungsstück der daijak'schen Männer), die bei allen Stämmen getragen werden und das eigentliche Festkleid der Daijaks bilden, wenn sie ihren Gürtel von Baumrinde auf einige Zeit ablegen.

Die jungen Männer heirathen mit dem 17. oder 18. Jahre, die Mädchen frühestens mit dem 14ten. Vielweiberei findet gar nicht statt. Der Heirath geht eine Art Verlobung voraus. Erst fragt der junge Mann bei den Eltern des Mädchens an, die mit der Tochter sprechen und nach einiger Zeit, gewöhnlich nach einem Monat, entscheidende Antwort ertheilen. In einigen Gegenden giebt der junge Mann an die Eltern des Mädchens einen Ring; letzteres nimmt nun entweder den Ring an oder weist ihn zurück, womit die Sache entschieden ist. Besondere Ceremonien finden bei der Heirath gar nicht statt. Der Bräutigam muß aber Geschenke an die Eltern der Braut ertheilen. Bei einigen Stämmen bestehen diese aus einem Tapaijan, über den wir unten berichten werden, 10 bis 20 Gulden an Werth, und grobem chinesischem Geschirr, Tellern und Näpfen, wie sie die Daijaks in Gebrauch haben. Ueberall ist der Bräutigam verpflichtet, ein Fest zu veranstalten, wozu mehrere Schweine, Hühner, Reis, Tuak (ein säuerlich schmeckendes Getränk aus gegohrenem Reis), nebst Zirie und Kautaback erforderlich ist. Bei den meisten Stämmen bleibt der junge Ehemann ein Jahr im Hause der Schwiegereltern, während welcher Zeit er für seine eigene Ausstattung sorgt, das heißt: Schweine und Hühner groß zieht und sein eigenes Reisfeld bebaut. Nach einem Jahre kehrt er mit seiner Frau nach seinem Dorfe zurück, oder bezieht, wenn er aus einem und demselben Dorfe ist, eine eigene Kammer, und giebt nochmals ein Fest, das größte seines Lebens, — wenn er nicht später das Glück hat, einen Feindeskopf zu erbeuten, was zu einer noch weit großartigen Festlichkeit Veranlassung giebt.

Die Sittenverderbnis hinsichtlich des Umgangs beider Geschlechter ist übrigens bei einigen Stämmen sehr groß, wenn auch nicht größer als bei den Malaien. So sieht man z. B. in der Landschaft Ambalau (Central-Borneo), wenn man den Fluß gleiches Namens aufwärts fährt, sehr oft 10, 20 bis 30 Bambusstangen verschiedener Höhe am Ufer aufgerichtet stehen. Dies sind prahlerische Zeichen von verschiedenen

jungen Männern, welche hierdurch öffentlich kundgeben, wie viele Frauen oder Mädchen ihnen Gunstbezeugungen erweisen. Die Anzahl der Stangen zeigt die Anzahl der Damen, und die verschiedene Höhe derselben vermuthlich die grössere oder mindere Schönheit derselben an. Es bleibt aber Jedem überlassen, zu errathen, wer sie sind.

Die junge Frau nimmt, sobald sie sich in gesegneten Umständen befindet, ihre Zuflucht zu einem Talisman (Eijun oder Upak), einem kleinen Körbchen, welches mit allerlei Blättern, Wurzeln und Stückchen Holz, namentlich aber mit einer grossen Anzahl Gehäusen von Land-schnecken behangen ist. Ohne dieses wichtige Stück wagt sie aus Furcht vor den bösen Geistern nicht, das Haus zu verlassen.

Bei der Geburt eines Kindes finden keine besonderen Ceremonien statt, auch keine Festlichkeiten. Bei der Entbindung sind erfahrene Frauen des Dorfes behilflich und erhalten dafür Geschenke. Um das Kind vor bösen Geistern zu schützen, bleibt das Zauberkorbchen, bis es ein Jahr alt ist, stets in seiner Nähe. In einigen Gegenden von Central-Borneo werden dem Kinde gleich nach der Geburt die Haare abgeschnitten, und es darf vor dem siebenten Tage nicht aus dem Hause getragen werden.

Die Kinder, sowohl die der Malaien, als die der Daijaks, werden selten gescholten, niemals geschlagen, und es scheint fast, als ob sie solcher Züchtigung auch nicht bedürften. Die Ausgelassenheit unserer europäischen Jugend sieht man bei ihnen nicht. Ueberhaupt erscheinen alle malaisischen Völkerschaften in ihrem Betragen ruhig und gesittet. Man hört nie ein rohes Zanken oder Toben, selbst nicht unter den Weibern. Entstehen Streitigkeiten unter den Männern, was selten vorkommt, so fließt gewöhnlich Blut; man tödtet sich, ohne dafs irgend eine tobende Scene vorangegangen ist, oder man hafst sich zeitlebens. Zu einer Versöhnung kommt es sehr selten.

Von Krankheiten sind es besonders Fieber, Hautkrankheiten und ekelhafte Geschwüre an verschiedenen Theilen des Körpers, namentlich an den Gelenken, auch Elephantiasis, unter denen die Daijaks zu leiden haben. Eine unter ihnen allgemein verbreitete erbliche Hautkrankheit ist der Kurrap. Die Haut ist hierbei wie mit kleinen Schuppen bedeckt, bei Einigen nur an einzelnen Theilen des Körpers, bei Anderen am ganzen Körper und auch im Gesicht. Die mit dem Kurrap Behafteten haben ein ekelhaftes Aussehen, sind übrigens dabei sonst gesund und kräftig. Man findet diese Krankheit hauptsächlich nur da, wo sie erbt ist. Die Kinder werden damit geboren und man kennt kein Mittel der Heilung. Im Allgemeinen kann man annehmen, dafs der zehnte Theil der daijak'schen Bevölkerung mehr oder weniger am Kurrap leidet; namentlich sind es einzelne Familien, in denen diese Hautkrankheit

sich fortpflanzt. Auch verheiratheten sich mit wenigen Ausnahmen die mit dem Kurrap Behafteten nur unter einander, da das widerliche Aussehen solcher Personen abschreckend wirkt. Bei den Malaien findet man den Kurrap weit seltener, und da, wo er sich vorfindet, ist die Familie gewöhnlich theilweise von daijak'scher Abstammung. Die Fieber sind verschiedener Art. Die Bewohner der Küsten bekommen, sobald sie sich im Innern der Insel längere Zeit aufhalten, Milzfeieber, und es dauert oft Jahre lang, ehe sie sich acclimatisiren. Die Milz schwillt auf eine ungewöhnliche Weise an, ohne daß besondere andere Beschwerden damit verbunden sind oder das Fieber selbst sehr angreifend ist. In vielen Fällen erfolgt aber der Tod, wenn die Geschwulst zu sehr zunimmt. Die Malaien machen entweder zertheilende Umschläge von der zerstampften Rinde einiger Baumarten, oder sie stechen mit einer feinen Nadel in die Milz. Die Bewohner des Innern leiden ebenfalls eine Zeit lang an Fiebern, wenn sie die Küstengegenden besuchen, doch währen diese in der Regel nicht lange.

Die daijak'schen Aerzte (Dukun) suchen alle Arten Krankheiten zu beschwören, indem sie die Nacht über bei dem Patienten singen und denselben mit Zaubersteinen bestreichen, die sie angeblich von gewissen Geistern (Antoh) empfangen haben.

In der Landschaft Silat (Central-Borneo) befinden sich auf einem Berge (Benturan) drei Stellen, wo so schädliche Ausdünstungen aus dem Erdreich strömen, daß Thiere, welche zufällig über diese Stellen gehen, leblos niederfallen. Hier kommen drei verschiedene Erdarten vor: rothe, schwarze und weiße, welche die Daijaks mittelst langer Stangen hervorholen. Die rothe Erde gebrauchen sie als Universalmittel bei Verwundungen, die schwarze gegen Unterleibskrankheiten, indem sie sich den Leib damit bestreichen, und die weiße als glückbringenden Talisman bei allen Unternehmungen.

Die Todten werden bei den verschiedenen Stämmen auf verschiedene Weise beerdigt. Vor 50 Jahren verbrannten die Bewohner von Nordwest-Borneo ihre Todten noch und sammelten die Asche in kleinen irdenen Gefäßen, die dann beigesezt wurden. Heute findet das Verbrennen der Leichen nur noch in einigen wenigen Dörfern am oberen Sekajam statt, z. B. in Sunkung und Sikadjang, die noch nicht unter malaiischer Herrschaft stehen. In den meisten Gegenden Central-Borneo's wird die Leiche aus der Kammer in den vorderen gemeinschaftlichen Raum gebracht und hier mit einem Verschlage umgeben. Mittelst hölzerner Riegel werden Arme und Beine und auch Brust, Hals und Leib so an den Boden befestigt, daß auch ein lebender Mensch sich in dieser Lage nicht aufrichten könnte. Dies geschieht, damit der Geist des Verstorbenen (Bankit) nicht etwa auf den Einfall

kommen möge, in den Körper zurückzukehren und alsdann Unglück anzurichten. Eine Anzahl Männer stimmt ununterbrochen Todtenlieder an, die theils gesungen, theils gesprochen werden, während die Weiber wehklagen und weinen. So lange die Leiche nicht beerdigt ist, welches gewöhnlich erst am dritten Tage stattfindet, unterbleibt alle Arbeit, während die nächsten Verwandten des Verstorbenen ein Festessen geben müssen. Die Bewohner des Hauses sind während der Nacht in steter Furcht vor dem Bankit. Der Sarg wird aus einem Baumstamme verfertigt; er ist von ovaler Form und hat einen Deckel. Am untern Ende befinden sich geschnitzte Verzierungen, am Kopfe ein ausgechnittener Kopf.

In der Landschaft Scadan wird während der Todtenfeier des Nachts ein eigenthümlicher Tanz ausgeführt, welcher *main api* heist. Zwei Männer sitzen unter einem rechten Winkel neben einander, in jeder Hand einen scharfen armdicken Stock, mit dem sie nach einem gewissen Tact auf die Erde schlagen, während ein Dritter zwischen diesen Stöcken herumspringen muß. In Nordwest-Borneo (Landak und Sekajam) werden, wenn ein Häuptling stirbt, weit mehr Umstände gemacht. Der Todte wird bei dieser Gelegenheit, nachdem der Körper mit einer Wurzel (Kunir) gelb gefärbt ist, auf einem erhöhten Sitz befestigt, seine besten Kleider werden ihm angezogen und seine Waffen, Schild, Schwert und Lanze, ihm in die Hände gegeben. Die männlichen Anverwandten begeben sich hierauf in den Wald und holen einen Baumstamm. Aus diesem hauen und schneiden sie das Bild des Verstorbenen so getreu als möglich; kein Fleck, keine Narbe wird vergessen. Hierauf werden die Kleider des Verstorbenen dem hölzernen Bilde angezogen und dasselbe wird auf den erhöhten Sitz gesetzt, der Todte aber wird begraben. Während des Todtenfestes, welches sieben Tage dauert, schmaust und trinkt man, und die hölzerne Figur bleibt während dieser Zeit auf ihrem Platze als Hauptperson und Ehrenglied der Versammlung. Nach beendigtem Feste wird die Figur vor dem Hause in eine Umzäunung von Bambus gestellt und bleibt hier so lange, bis ein Menschenopfer gebracht oder ein Kopf erbeutet ist. Dann erst wird sie an eine besondere Stelle in den Wald gebracht, wo bereits mehrere Bilder von früher verstorbenen Tapfern im Kreise stehen. Hier wird sie im Kriegscostüm und mit den Waffen in der Hand aufgestellt.

Der Gebrauch, die Verstorbenen nicht eher zu beerdigen, bis ein Menschenopfer gebracht oder ein Kopf herbeigeschafft ist, findet auch in einigen Gegenden von Central-Borneo, z. B. in den Landschaften Silat und Melawie statt. Hier wird aber kein Bild als Stellvertreter angefertigt, sondern der Todte wird im Kriegscostüm und mit

allen zu einer Reise nöthigen Gegenständen versehen in den Sarg gelegt und dieser so lange vor dem Hause in einem umzäunten Platze aufbewahrt, bis die zur Beerdigung erforderlichen Bedingungen wirklich erfüllt sind, — wenn auch Jahre hierüber vergehen sollten. Findet endlich das Begräbnis statt, so werden noch mehrere Tapaijan nebst einem kupfernen Becken (Tawak) ¹⁾ auf das Grab gestellt. Den Tapaijan schlägt man aber, damit sie nicht etwa Diebe anlocken, den Boden ein. Ist der Verstorbene ein berühmter Häuptling und reich gewesen, so werden werthvolle Tapaijan hierzu verwendet, und das Begräbnis kostet in solchem Falle bisweilen 600 bis 800 Gulden. Die Begräbnisplätze befinden sich stets in der Nähe von Flüssen, weil man annimmt, daß der Geist des Verstorbenen seine Reise nach jenseits zu Wasser antritt ²⁾. Einen Tag nach der Beerdigung gehen sämtliche Dorfbewohner, geschmückt mit einer rothen Blüthe (Kesunsung), nach dem Grabe und pflanzen den Zweig Daun Germis oder Daun Kapak auf dasselbe.

Die Pari von Ost-Borneo sind die einzigen, die ihre Todten nicht beerdigen. Der Sarg wird an einem gewissen Orte des Waldes auf ein niedriges Gestell, eine Hand breit über der Erde, niedergesetzt. Ueber der Todtenkiste wird ein zweites, 3 bis 4 Ellen hohes Gerüst aufgebaut, in welchem sich oben eine Art Kasten befindet. In diesen werden Waffen, Schmuck, Kleider und die zu einer Reise nöthigen Gegenstände gelegt, nebst Tapaijan und Tawak. Das Ganze ist mit einem Dache bedeckt. Auch hier finden Festlichkeiten in der sonst üblichen Weise statt.

Ist keine Gelegenheit vorhanden, ein Menschenopfer zu bringen, so muß ebenfalls ein Kopf herbeigeschafft werden. Doch sind es im Allgemeinen nur Häuptlinge oder besonders angesehene und reiche Leute, denen man solche Ehre erweist; sonst würde man nicht Menschen genug schlachten und nicht Köpfe genug abschlagen können. Die Daijaks glauben, daß die Seele des Geopferten oder auch des Erschlagenen, dessen Kopf sie mit Gefahr ihres Lebens erworben haben, ein Sklave des Verstorbenen wird und ihm dienen muß.

In früheren Zeiten war, wie auf Java und Sumatra, so auch auf Borneo die buddhistische Religion verbreitet; wenigstens findet man noch Ruinen von Buddha-Tempeln, auch Inschriften, bei Sangan und in andern Gegenden der Insel. Die jetzigen Daijaks haben nur einige wenige sehr oberflächliche religiöse Begriffe. Die Ausübung irgend

¹⁾ Eine Art Musik-Instrument.

²⁾ Wahrscheinlich weil überhaupt nur wenig Landcommunication auf der Insel stattfindet.

eines Cultus findet gar nicht statt. Außer einer Menge guter und böser Geister, die sie fürchten und verehren, findet man bei den Stämmen von Nord- und Central-Borneo noch einige Ueberreste ihrer früheren religiösen Begriffe; jedoch weiß der gewöhnliche Daijak hiervon Nichts, nur einzelne Häuptlinge konnten mir darüber einige Mittheilungen machen.

Hiernach glauben sie an sieben gute Gottheiten und eine böse, und zwar: Di-Battah oder Ju-Battah, ein allmächtiges Wesen, das Alles geschaffen hat, und dem die folgenden Gottheiten untergeordnet sind; — Pa-Nitah, der auf Di-Battah's Befehl die Welt gemacht hat; — Pa-Nampa, der das Licht erschaffen hat; — Pa-Jadjih oder Pa-Jädi, der Erde und Menschen gemacht hat; — Pa-Jinjah, der die Menschen erhält; — Pa-Niring, der die Menschen während ihrer Lebenszeit leitet. Außer diesen sechs Gottheiten erkennen sie ein gutes Wesen, Pa-Jihrah, an, welches die Menschen stets zu guten Handlungen ermahnt, und eine böse Gottheit, Pa-Nadu, welche stets zum Bösen verleitet. Die Stimmen Beider sprechen in dem Gewissen des Menschen.

Ferner glauben sie, daß 15 Welten bestehen, die ihrer Form nach Halbkugeln sind und von denen unsere Erde in der Mitte steht, so daß von den übrigen Weltkörpern sich sieben über der Erde und sieben unter derselben befinden. Alle diese Welten sind ebenfalls bewohnt.

Die vornehmsten bösen Geister sind: 1) Nesi-panjang (auch Kamang). Dieser Geist hält sich in dem dichtesten Theile des Waldes auf, doch nur bei Flüssen. Er ist erst klein, wird aber zusehends größer, bis er so groß ist, daß jeder Fuß auf einem Ufer des Flusses steht. Die in ihren Kähnen den Strom befahrenden Daijaks können dann nicht mehr entinnen. Wenn er seine volle Größe erreicht hat, so steht er mit einem Fuße am Meeresufer und mit dem anderen an seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte. — 2) Belauwan, eine Art Teufel (weiblichen Geschlechts), der überall störend und verderbenbringend einwirkt. Man sucht ihn durch kleine Speiseopfer zu besänftigen, oder ruft auch seine Hilfe an, wenn man Jemand etwas Böses zufügen will.

Die guten Geister, welche in einigen Gegenden von den Daijaks außerdem bei verschiedenen Gelegenheiten angerufen werden, sind: Tepang, zum Schutz der Reisfelder; — Tetingi, gegen wilde Thiere und auf Reisen; — Tukar, bei Kriegszügen; — Tugan, bei Krankheitsfällen; — Inaija, im Walde, — Auwi, bei Anfertigung von Waffen; — Mudjang, der Beherrscher des Feuers; — Eijong, der Beherrscher der Winde.

Ferner fürchten die Daijaks die Geister der Verstorbenen. Pugak

oder Bukang ist das Gespenst eines Ermordeten, dessen Körper nicht beerdigt wurde. Man kann seinen Spukereien entgehen, indem man die Stelle, wo der Körper liegt, umzäunt. — Bankit ist das Gespenst eines Verstorbenen, der einen natürlichen Tod gefunden. Es erscheint im Dorfe, wenn die für die Beerdigung vorgeschriebenen Gebräuche verabsäumt wurden.

Die Gipfel der höchsten Berge betrachten die Dajjaks als den Aufenthalt der mächtigen Gottheiten. Hier werden kleine Speiseopfer aufgestellt oder auch Hühner geopfert. Bei besonders wichtigen Veranlassungen bringen sie drei Tage und drei Nächte auf einem solchen Berge zu, ohne während dieser Zeit zu essen oder auch nur Zirie (Bethel) zu kauen. Während dieser Zeit rufen sie den Schutz der Gottheit an, und im günstigen Falle erscheint der Geist selbst, welches als eine große Gunst angesehen wird. Für die gewöhnlichen Spukgeister werden an den Stellen, wo sie sich aufhalten, auch kleine Speiseopfer, bestehend in gekochtem Reis mit etwas Fisch oder Fleisch in einem Bambusgefäße aufgestellt. Auch werden gewöhnlich einige Zirieblätter mit Taback hinzugefügt.

Die Stämme von Ost-Borneo (Pari) haben ebenfalls eine Menge böser und guter Geister, denen sie opfern. Ihre religiösen Ansichten sind aber von den eben angeführten ganz verschieden. Freilich herrscht auch hier eben so wenig ein religiöser Cultus oder irgend eine Anbetung. Aber man verehrt Sonne, Mond und Sterne, und zwar die Sonne als weibliche Gottheit, den Mond als männliche, und das Sternbild (Petrus-Stab), welches Baruga genannt wird, als Kinder. Die noch vorhandenen Ueberreste ihrer Mythologie sind verworren; es scheint, daß man viel vergessen und viel beigefügt hat.

Als ursprüngliche Gottheiten nennen sie den Gott Minjanni und die Göttin Sempulu, welche die Erde erschaffen und aus Steinen Menschen und Thiere gemacht haben. Sonne und Mond sind ihre Kinder. Sie haben vier verschiedene Oerter für die verstorbenen Seelen: 1) Den Himmel Langit-suka. Hier kommen die Krieger hin, die viele Köpfe erbeutet haben. Es ist der herrlichste Aufenthalt voller Freuden und Genüsse. 2) Lamur-Niang. Hier kommen alle diejenigen hin, welche an gewöhnlichen Krankheiten sterben. Die Genüsse sind hier nicht so zahlreich, als im vorhergenannten Langit-suka. 3) Tai-Assoh. An diesen Ort kommen alle Frauen, welche in Kindesnöthen sterben. 4) Rarau-Saban. Dies ist die eigentliche Hölle. Hier kommen die Seelen derjenigen hin, deren Köpfe in Feindeshände gefallen sind. Statt in Wasser wird hier in Blut gebadet, statt Zirie erhält man Menschengen, und statt des dazu gehörenden Kalks Gebirn.

Die Daijaks haben außerdem eine Menge Orakel, welche erst befragt werden, ehe eine wichtige Angelegenheit, ein Kriegszug oder eine Reise unternommen, ein Feld bebaut oder das Dorf nach einer andern Gegend verlegt wird. Namentlich ist es der Flug und das Geschrei gewisser Vögel, welche hierüber entscheiden. Manche Vögel verkünden Glück, wenn sie rechts gehört, und Unglück, wenn sie links gehört werden, und bei anderen ist das Umgekehrte der Fall. Es sind ungefähr zehn oder zwölf, meist kleine Vögel, deren Stimmen man als glück- oder unglückbringend betrachtet. Jede noch so wichtige Unternehmung unterbleibt, wenn das Orakel Unglück verkündet.

Von beinahe gleicher Wichtigkeit sind die Träume. Wenn die Mehrzahl der Dorfbewohner schlecht träumt, so unterbleibt ein bereits für einen bestimmten Tag festgesetzter Kriegszug.

In einigen anderen Gegenden, wie z. B. in der Landschaft Silat (Central-Borneo), untersucht man die Eingeweide frischgeschlachteter Thiere und prophezeit nach denselben.

Eine gleich wichtige Rolle spielen bei allen Daijaks, mit Ausnahme der Stämme von Ost-Borneo, die Talismane (Agit, Ussak). Jeder Krieger besitzt einen solchen, der gewöhnlich am Griff des Schwertes befestigt ist, oder auch, wie bei den Stämmen des Nordwestens, an einem Gürtel um den Leib getragen wird. Diese Zauberstücke bestehen aus allerlei Zähnen wilder Thiere, kleinen Stückchen Holzes, Steinchen, welche die Zauberer des Dorfes von den Geistern empfangen haben wollen u. s. w. Manche dieser Talismane sind sehr alt, und man würde dieselben für keinen Preis verkaufen. Die Daijaks sind der Meinung, daß sie durch die Kraft derselben nicht nur vor Wunden geschützt werden, sondern in manchen Fällen sich auch unsichtbar machen können.

Bei allen Stämmen, mit Ausnahme der Pari des Ostens, findet man die schon mehrfach erwähnten Tapaijan, antike Gefäße, die von den Daijaks sehr hoch geschätzt und als heilig betrachtet werden. Aus welcher Zeit sie stammen, ist nicht zu ermitteln. Wahrscheinlich gehören sie einem, in früherer Zeit auf der Insel allgemein herrschenden Religionscultus an. Sie haben die Form gewöhnlicher Vasen ohne Henkel, mit verschiedenen Abbildungen, die meist Blumen und Drachen vorstellen. Nach diesen Abbildungen und besouderen, nur von den Daijaks gekannten Zeichen wird ihr Werth bestimmt. Bisweilen gilt ein Krug einige hundert Gulden, ja es giebt einzelne Arten Tapaijan's, die man mit 4000 bis 5000 Gulden in Goldstaub bezahlt und für besonders heilig hält. Diese kostbaren Gefäße werden natürlich nicht in gewöhnlichen Gebrauch genommen, sie machen den Reichthum der Daijaks aus, und oft werden blutige Kriege um dieselben geführt. Nach den verschiedenen Abbildungen werden sie auch mit besonderen

Namen benannt. Ihre Größe variirt von $1\frac{1}{2}$ bis 4 Fufs Höhe. Die kostbarsten Krüge haben folgende Namen: Blanga, $2\frac{1}{2}$ Fufs hoch, mit zwei Drachenbildern, 3000 Gulden an Werth; Allang - Allang, mit zwei Drachenbildern und einigen anderen Verzierungen, 4000 Gulden werth; Lakkian, mit zwei Drachen ohne jede andere Verzierung, 2000 Gulden werth; Sebangka, mit Blumenverzierung, $2\frac{1}{2}$ Fufs hoch; Galagiu, mit Blumenverzierung, 1500 Gulden werth; Marjang, ohne jede Verzierung, 2 Fufs hoch, 200 Gulden Werth. Aufser diesen, die selten sind, giebt es noch eine Menge anderer von geringerem Werthe.

Dafs diese Krüge nicht nur auf Borneo, sondern in früheren Zeiten auch auf Sumatra und Java verbreitet waren und wahrscheinlich demselben Cultus angehörten, geht daraus hervor, dafs sie sich bisweilen auch noch auf beiden genannten Inseln vorfinden, wo sie aber, da die Bevölkerung muhamedanisch ist, keinen religiösen Werth mehr haben. Bisweilen geschieht es, dafs malaische oder bugische Händler, die den Preis kennen, den man im Innern Borneo's für diese Krüge zahlt, dieselben für wenige Gulden auf Sumatra oder Java kaufen und auf Borneo für 3000 bis 4000 wieder verkaufen. Die Chinesen, die in allen Dingen sehr schlau sind, wollten auch ihrerseits sich diesen Aberglauben zu Nutze machen. Sie fertigten ihrerseits Gefäße von täuschender Aehnlichkeit an. Doch wurden diese von den Dajaks sehr bald als unächt erkannt.

Die Tapajans gehören entweder dem ganzen Dorfe oder auch einzelnen Familien. Die gewöhnlichen, von denen in jedem Dorfe einige vorhanden sind, gelten nur 20, 30 bis 100 Gulden. Bei den kostbaren und als besonders heilig betrachteten Gefäßen haben die Besitzer insofern Vorthail, als die Bewohner der Umgegend dahin wallfahrten, um von Krankheiten oder Bezauberungen befreit zu werden. Sie bringen in diesem Falle dem Besitzer Geschenke, und besprengen sich mit dem in dem Kruge befindlichen Wasser.

Menschenopfer (Djaum) waren früher in ganz Borneo in Gebrauch, finden aber jetzt nur noch bei den freien dajak'schen Stämmen statt. Der Zweck scheint kein anderer zu sein, als dem Verstorbenen einen Diener nachzusenden. Besondere Ceremonien finden bei dem Opfer nicht statt. Der dem Tode Geweihte wird an einen bestimmten Ort geführt und hier von 20 bis 30 Lanzen plötzlich durchbohrt, denn alle Männer des Dorfes nehmen an dem Djaum thätlichen Antheil. Jeder sucht wo möglich seine Lanze in den Körper des Opfers zu stoßen. Wenn im Beginn nicht Raum genug für alle Theilnehmer ist, so durchbohren die übrigen später noch mit ihren Speeren den bereits Niedergestreckten.

In der Regel sind es Kinder von 8 bis 15 Jahren, sowohl Knaben

als Mädchen, die geopfert werden. Die wilden Nomadenstämme Punan, Manketta und Wutt rauben diese in anderen entfernten Gegenden der Insel, und vertauschen sie an die ackerbaubtreibenden Stämme gegen Waffen und andere Dinge. Entweder werden solche Kinder später in den Stamm selbst aufgenommen, verheirathen sich und vergessen ihre Heimath und Eltern, oder sie sterben auf die beschriebene Weise. Bisweilen sind es auch blödsinnige oder verkrüppelte Kinder des Stammes selbst, welche die Eltern gegen eine Summe von 200 bis 400 Gulden (Goldstaub) an die Verwandten des Verstorbenen überlassen.

Die politischen Zustände der Daijaks sind sehr einfacher Art. Bei den unterworfenen Stämmen werden die Häuptlinge durch die Malaien angestellt, bei den freien werden sie durch Stimmenmehrheit gewählt. Gewöhnlich sind es weniger durch Tapferkeit ausgezeichnete, als vielmehr wohlhabende Personen, die durch eine zahlreiche Verwandtschaft begünstigt sind. Ihre Gewalt ist jedoch sehr beschränkt. Alle wichtigen Unternehmungen werden durch Stimmenmehrheit entschieden, wobei auch wieder mehr oder weniger einzelne einflussreiche Redner den Ausschlag geben. Begangene Verbrechen werden nach der bestehenden Hadat bestraft.

Die Stämme der Pari sind die einzigen, welche angestammte Häuptlinge haben. Die Glieder der Häuptlingsfamilien unterscheiden sich durch tätowirte besondere Zeichen an einzelnen Körpertheilen. Aber die Gewalt der Häuptlinge ist auch hier nicht viel größer, als bei den anderen Stämmen.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Beschäftigungen der Daijaks. Wie die Frauen im Weben große Fertigkeit besitzen, sind die Männer besonders geschickte Schmiede. Ihre Waffen verfertigen sie sich ohne Ausnahme selbst, und zwar mit sehr unvollkommenen Werkzeugen. Die Schwerter, welche die Pari und Bijadju anfertigen, sind von außerordentlicher Güte; einige derselben sind so gehärtet, daß man, ohne die Klinge zu beschädigen, einen gewöhnlichen Nagel damit durchschlagen kann. An Eisenerz ist Borneo reich, und die Pari und Bijadju verstehen es, dieses Erz in thönernen Schmelzöfen so zuzubereiten und zu reinigen, daß es verarbeitet werden kann. Dieses Eisen scheint von vorzüglicher Qualität zu sein; die Bijadju treiben Handel damit nach anderen Gegenden der Insel. Die Stämme des Nordwestens schmieden zwar auch ihre Waffen selbst, verarbeiten jedoch nur von Java und Singapore durch die Malaien eingeführtes Eisen, welches sie nicht zu härten verstehen. Kupferne Ketten und andere Schmucksachen aus diesem Metall werden ebenfalls durch die Daijaks selbst angefertigt.

Bei allen Stämmen findet man durch die Malaien eingeführtes

grobes chinesisches Geschirr: Teller und Näpfe. Die irdenen Töpfe aber, in denen sie ihre Speisen kochen, fertigen sie selbst an.

Auch an Musikinstrumenten fehlt es ihnen nicht, freilich sind sie sehr unvollkommen. Sie bestehen aus einigen Arten Bambus-Flöten von verschiedener Größe, — die kleinste Art wird mit der Nase geblasen, — ferner aus zwei Arten Saiteninstrumenten von sehr roher Beschaffenheit; das eine ist von Holz nach Art einer Violine gebaut, aber oval und viel kleiner, das andere besteht nur aus der halben Schale einer Kokosnuß, die mit einer groben Fischhaut überzogen ist. Ein eingepafster ellenlanger Stock bildet den Hals des Instruments, an welchem nach Umständen zwei oder vier Saiten, aus vegetabilischen Stoffen verfertigt, entlang und über die Fischhaut laufen. Diese Instrumente werden auch auf verschiedene Weise entweder wie eine Violine mit einem Bogen gestrichen oder wie eine Guitarre mit den Fingern gespielt, wobei der begleitende Gesang die Hauptmusik bildet. Alle malaiischen Völkerschaften singen durch die Nase, so auch die Dajjaks, und sie finden den gewöhnlichen europäischen Gesang sehr possirlich. Die genannten Instrumente dienen nur einzelnen Virtuosen, die sich damit ergötzen oder ihren Schönen Etwas vorsingen. Dagegen sind bei festlichen Gelegenheiten einige andere Instrumente in Gebrauch, die durch ihre lauterer Töne die ganze Versammlung unterhalten. Dies sind kupferne Becken (Tawak) und hölzerne Trommeln. In jedem Dorfe findet man mehrere Tawak, wenn aber die Musik vollkommen sein soll, so werden 7 oder 9 Stück von verschiedener Größe in einer Reihe aufgehängt und nach einem gewissen Tacte geschlagen, welches sich wie das Läuten verschiedener Glocken anhört. Der größte Tawak hat in der Regel $1\frac{1}{2}$ Fufs im Durchmesser und wiegt 15 bis 20 Pfund. Sie werden von Java oder Singapore nach den Küstenplätzen gebracht und von hier in's Innere eingeführt.

Trommeln hat man zwei von verschiedener Größe. Die größere ist etwa 3 Fufs lang und hat $\frac{1}{2}$ Fufs im Durchmesser, die zweite ist ein Drittheil kleiner. Sie sind von Eisenholz, aus einem Stück gefertigt, und an beiden Enden mit feinem Wildleder überzogen. Diese Trommeln werden nach einem gewissen Tacte mit den Fingern geschlagen, wobei entweder gesungen wird oder auch Tänze aufgeführt werden.

Mit der Jagd beschäftigen sich die Dajjaks im Allgemeinen nur wenig. Sie ziehen es vor, Selbstschüsse auf den verschiedenen Wechsellern im Walde zu stellen. Ein solcher Selbstschuß (Lanting) besteht aus einem starken, horizontal zurückgebogenen Aste, an dessen äußerstem Ende eine scharf zugespitzte Bambuslanze unter einem rechten Winkel befestigt ist. Eine Schnur, die über den Wechsel läuft, bewirkt,

dafs, sobald das Wild an dieselbe stöfst, der Ast zurückschnellt und die Lanze das Thier durchbohrt. Bei der Jagd selbst sind sie nur mit Wurflanzen bewaffnet, in deren Handhabung sie sehr geschickt sind. Während einige der Jäger mit den Hunden den Wald abtreiben, stellen sich die übrigen auf den Hauptwechsellern an und werfen das hervorbrechende Wild mit den Lanzen, bisweilen auf 20 bis 25 Schritte.

Die Flüsse sind auferordentlich fischreich und man fischt auf verschiedene Weise. Gewöhnlich brauchen die Malaien ein Wurfnetz (Jallohr); bei den Daijaks ist dieses seltener, weil sie es nicht anzufertigen verstehen und den Malaien mindestens 20 Gulden dafür bezahlen müssen, obwohl es meistens nur die Hälfte dieser Summe werth ist. Der Jallohr hat die Form eines Zuckerhuts; der Durchmesser der unteren Weite des Netzes beträgt ungefähr 30 Fufs, die Länge von oben nach unten eben so viel. Um den unteren Theil des Netzes läuft eine bleierne Kette. Es gehört Geschicklichkeit und Uebung dazu, den Jallohr so auszuwerfen, dafs die Kette einen möglichst vollständigen Kreis auf dem Wasserspiegel beschreibt. Durch die Schwere der Kette sinkt das Netz sogleich unter und bedeckt alle Fische, die sich auf dieser Stelle des Wassers befinden. Man hat alsdann nur nöthig, das Netz wieder langsam in die Höhe zu ziehen, wobei sich die Kette nach und nach im Mittelpunkte zusammenschliesst, während die Fische in den oberen Theil des Netzes flüchten und mit in die Höhe gezogen werden. Eine bei den Daijaks mehr gebräuchliche Weise zu fischen, ist folgende. Da, wo die Flusssufer flach und morastig sind, befinden sich viele kleine Lachen, die mit dem Flusse in Verbindung stehen. In diesen halten sich gewöhnlich viele Fische auf. Nachdem die meist schmale Verbindung des Teiches mit dem Flusse durch Flechtwerke abgesperrt ist, so dafs die Fische nicht mehr entinnen können, werfen die Daijaks eine gewisse Quantität zerstampfter Wurzeln von betäubender Eigenschaft in das Wasser. Nach kurzer Zeit erscheinen die Fische wie trunken auf der Oberfläche und werden hier entweder mit den Händen gegriffen oder vermittelst kleiner, mit Widerhaken versehener Speere selbst auf weite Entfernungen sehr geschickt getroffen. Die Fische werden dann in der Regel über einem Feuer geräuchert, da sie sonst bald ungeniefsbar sein würden und nicht nach der Heimath transportirt werden könnten. Aufser dieser Fangmethode angeln auch die Daijaks oder stellen aus Zweigen geflochtene Fischreusen auf.

Ebenso wie es den Daijaks an Jagdpassion fehlt, scheint ihnen auch der eigentliche kriegerische Geist abzugehen. Freilich liegt der Hauptgrund, der den Malaien die Besiegung der Daijaks so leicht gemacht hat, in der Uneinigkeit der letzteren unter einander: obschon durch einerlei Sprache, landschafts- und stammweise verbunden, bildet

doch jedes Dorf für sich einen eigenen kleinen Staat. Gemeinschaftliche Kriege werden nie geführt, und eben so wenig vertheidigen sie sich gemeinschaftlich oder leisten sich gegenseitige Hilfe. Im Gegentheil bekriegen sie sich wohl noch unter einander. Aber im offenen Felde scheint es ihnen überhaupt an Muth zu fehlen, namentlich den Feurgewehren der Malaien gegenüber. Offene Feldschlachten sind auf Borneo unbekannte Dinge. Alle Angriffe der Daijaks beschränken sich auf nächtliche Ueberfälle; nur bei großer Uebermacht wagen sie es, bei Tage ein Dorf anzugreifen.

Die Malaien im Innern der Insel (Sintang, Silat, Sepauk, Nanga-bunut) breiten daher ihre Macht stets mehr und mehr unter den noch freien Stämmen von Central-Borneo aus. Und diese Kriege sind heutzutage leider reine Vernichtungskriege geworden, bei denen es hauptsächlich darauf abgesehen ist, eine möglichst große Anzahl von Kindern zu Sklaven zu machen und Beute zu gewinnen. Die daijak'schen Dörfer einer und derselben Landschaft bleiben, während ein Dorf aus ihrer Mitte durch die Malaien zerstört wird, ruhige Zuschauer, anstatt ihren Brüdern Hilfe zu leisten, bis auch an sie die Reihe kommt. Die Art und Weise, wie die Malaien diese Kriege führen, ist ungefähr folgende. Die malaiischen Oberhäupter schicken Abgeordnete nach dem einen oder dem andern Dorfe und fordern dasselbe auf, sich zu unterwerfen, die Malaien als ihre Herren anzuerkennen, jährlich eine bestimmte Summe von Abgaben zu entrichten und etwa vorhandene werthvolle Tapaijan zu überliefern. Auf diese Aufforderung wird in der Regel abschläglich geantwortet, worauf die Malaien zum Angriff schreiten. Hundert bis zweihundert meist mit Feurgewehren bewaffnete Malaien, bisweilen von 400 bis 500 Daijaks aus den bereits unterworfenen Stämmen anderer Landschaften begleitet, fahren in 50 bis 100 Kähnen nach der Gegend, wo sich das daijak'sche Dorf befindet. In den meisten Fällen können die Angreifenden zu Wasser nicht bis in die unmittelbare Nähe desselben gelangen und man rückt deshalb vorsichtig auf den vorhandenen schlechten Fußspfad vor.

Eine bei allen malaiischen Stämmen der Sunda-Inseln gebräuchliche Vertheidigungswaffe sind die sogenannten Ranju, auf Borneo Suda genannt. Die Umgegend des Dorfes, mehrere hundert Schritte im Umkreise, ist mit kleinen, 4 bis 5 Zoll langen, zugespitzten Pfählchen aus harten Holzarten, Bambus oder Eisenholz, bepflanzt; ebenso alle Passagen durch Moräste und Flüsse und die nach dem Dorfe führenden Fußspfade. Jeder Tritt auf diese, im Grase und Laube verborgenen Pfählchen durchbohrt den nackten Fuß; es erfordert also große Vorsicht, zu Lande vorzurücken; jeder Schritt muß untersucht werden. Hierzu gebrauchen die Malaien ein eigenthümliches Instrument. Mit

einem 15 bis 20 Zoll breiten und 5 bis 6 Zoll dicken Brett von einer korkähnlichen, aber viel weicheren Holzart, an welchem sich ein langer Stiel, ungefähr in Form eines Kehrbesens, befindet, wird der Fußpfad untersucht. Ein dem Zuge voranschreitender Mann stößt an den mit Gras oder Laub bedeckten Stellen wiederholt und kräftig das Brett mit seiner breiten Fläche auf den Boden, die vorhandenen Pfälchen dringen in das weiche Holz ein und werden entweder aus dem Erdreich gezogen oder abgebrochen.

Langt man endlich in der Nähe des Dorfes an, das aus einem, höchstens zwei bis drei langen Häusern besteht, dann kann man nicht eher zum Angriff schreiten, als bis die Mehrzahl der kleinen Pfälchen, mit denen die ganze Umgegend bedeckt ist, weggeräumt ist. Diese haben verschiedene Formen. Einige z. B. sind nur einen Zoll lang und nicht in die Erde gepflanzt: acht bis zehn derselben sind mit den Spitzen nach oben in kleinen Erdklößen verborgen, die harmlos auf dem Erdreich liegen, so daß sie gar keine Aufmerksamkeit erregen. Wenn sie auch nicht so tief wie die langen Pfälchen in den Fuß eindringen können, so sind doch die dadurch verursachten Wunden recht gefährlich und heilen nur langsam. Bisweilen sind die Spitzen sogar mit Upas vergiftet. Die Malaien eröffnen ihr Feuer, wenn sie sich bis auf 200 Schritte genähert haben; von einer sofortigen Einnahme mit Sturm ist nicht die Rede; hierzu fehlt ihnen einestheils der Muth, andererseits sind die Häuser wegen ihrer Höhe schwer zu nehmen, auch würden die Malaien im Handgemenge mit der blanken Waffe leicht den Kürzeren ziehen. Die Dajaks können auf diese große Entfernung sich nicht gut vertheidigen. Die vergifteten Pfeilchen, die sie aus ihren Blaseröhren schießen, reichen höchstens 60 bis 70 Schritte, ihre Wurflanzen 20 bis 30 Schritte. Sie müssen also abwarten, bis der Feind sich mehr nähert, und dies geschieht, nachdem die hindernenden Fußpfälchen mehr und mehr weggeräumt sind. In den Gegenden Central-Borneo's bestehen die Seitenwände der dajak'schen Häuser aus dicken Brettern von Eisenholz, durch welche die Gewehrkugeln nicht leicht durchdringen. Die Schüsse der Malaien sind also dann erst wirksamer, wenn sie aus größerer Nähe abgefeuert werden, und die Dajaks sich mit ihren Blaseröhren an den schmalen Fensteröffnungen zeigen. In den meisten dajak'schen Dörfern finden sich auch ein paar Gewehre vor, gewöhnlich sind sie aber in schlechtem Zustande, und außerdem versteht das Volk auch nicht mit ihnen gut umzugehen; dennoch thun sie vielleicht dem Feinde einigen Schaden. Ebenso sind die Dajaks im Besitz von Lila's, kleinen metallenen Geschützen, die vier- bis fünflothige Kugeln schießen, in Ermangelung der letztern aber gewöhnlich mit Steinen geladen werden. Freilich verstehen sie auch

diese Feuerwaffen eben so wenig zu handhaben: der Knall bleibt die Hauptwirkung, um so mehr, als die Malaien bei Nacht Baumstämme und dergleichen herbeischaffen, hinter denen sie sich decken und allmählich immer weiter vorrücken. Die Malaien schiessen im Allgemeinen ziemlich gut, und wenn sie sich bis auf 60 oder 70 Schritte genähert haben, verfehlen ihre Kugeln selten das Ziel, sobald ein Kopf oder anderer Körpertheil sich an den Fensteröffnungen oder Ritzen der Holzwände sehen läßt.

Die Vertheidigung der Daijaks ist hartnäckig, und man kann nicht begreifen, weshalb sie nicht gleichen Muth zu einem nächtlichen Ausfalle besitzen; ein solcher findet jedoch fast nie statt. Die Belagerung dauert in der Regel lange, oft mehrere Wochen, bis der letzte Vertheidiger des Hauses gefallen ist. Dann treten die alten Weiber an die Fensteröffnungen, an der Hand die jungen Mädchen führend, und zeigen diese dem lüsternen Malaien als seine Beute, obgleich sie selbst keine Gnade zu erwarten haben. Das Haus wird nun erstiegen und Alles ohne Barmherzigkeit niedergemacht, bis auf die Kinder und jungen Mädchen. Die Letzteren theilen die Malaien unter sich, die Kinder werden Eigenthum des Fürsten, der sie an die verschiedenen malaischen Familien in seinem Dorfe gegen geringe Preise verkauft, einige auch selbst behält. Die übrige Beute an Reis, Tapaijan, Lila's, kupfernen Becken (Tawak) etc. wird getheilt. Die werthvollen Tapaijan nimmt ebenfalls der Fürst, gegen Auszahlung einer verhältnißmäsig unbedeutenden Summe, in Beschlag. Sind daijak'sche Hilfstruppen bei dem Angriff thätig gewesen, so theilen diese unter sich die Waffen, Kleidungsstücke und Schmucksachen, ebenso erhalten sie ihren Antheil am Reis. Vor Allem aber nehmen sie die Köpfe der Erschlagenen als Kriegstrophäen nach ihrer Heimath mit, wo sie die Schädel in den Häusern aufhängen.

Als ich mich im Jahre 1847 in Nangabunut am Kapuas befand, in gerader Richtung 70 geographische Meilen von der Westküste entfernt, hatte Pangheran Mahomed, der Fürst von Nangabunut, ein Dorf in der Landschaft Ambalau belagert. Diese Landschaft besteht aus 12 bis 15 großen Dörfern, die indefs den Belagerten nicht zu Hilfe zu kommen wagten. Nachdem die Belagerung einige Tage gedauert hatte, brach plötzlich Feuer in einem Hause des Dorfes aus, wobei einige 80 Menschen, Männer, Frauen und Kinder, umkamen. Die kostbaren Tapaijan, auf die es hauptsächlich abgesehen war, gingen hierbei ebenfalls verloren. Die übrigen Häuser capitulirten unter ziemlich günstigen Bedingungen. Der Rachedurst gegen die Malaien von Nangabunut, die seit alten Zeiten mit ihnen gehandelt und hierdurch stets große Vortheile gehabt hatten, war aber bei den Ambalauern sehr groß. Zu un-

einig und zu feige, um Nangabunut selbst anzufallen, das kaum 200 kampffähige Männer zählte, wählten sie ein anderes Mittel. Sie standen mit einigen der wilden Nomadenstämme der Punan in Handelsverbindung, und diesen gaben sie den Auftrag, ein malaisches Haus, das abgesondert in einiger Entfernung von Nangabunut lag, des Nachts zu überfallen. Der Anschlag wurde ausgeführt: die Punan's steckten das Haus, in dem sich 18 Menschen befanden, in Brand. Als die Bewohner entrinnen wollten, wurden sie, Männer und Frauen, bei dem Heraustreten aus der Thüre von den Wilden mit Lanzen durchbohrt. Die Kinder schlepten die Punan's mit fort, um sie in einer anderen Gegend der Insel zu verkaufen. Obgleich dies auf Anstiften der Ambalauer geschehen war, konnte man es ihnen doch nicht beweisen.

Bei allen dajak'schen Stämmen ohne Ausnahme ist das sogenannte Menajau oder Köpferbeuten ein Hauptbestreben, entweder, wie wir bereits erzählten, um ein Opfer für einen Verstorbenen, oder auch nur um Kriegstrophäen zu erringen. Wie es scheint, hat früher bei den meisten Stämmen die Sitte geherrscht, dafs der mit einer solchen Beute glücklich Wiederkehrende die Gunst aller Mädchen beanspruchen konnte, welche ihrerseits in dem Umgange mit solchen Tapfern eine besondere Ehre erblickt zu haben scheinen. Wenigstens herrscht diese Sitte noch jetzt bei den Stämmen von Seribas und Battang-Lupar in Nord-Borneo. Zum Menajau vereinigen sich mehrere junge Männer, meist 10 bis 25, bisweilen aber auch nur zwei oder drei. Ehe sie den Zug antreten, müssen sie mindestens die Stimmen von drei glückverkündenden Vögeln vernommen haben; hören sie einen Unglückspropheten, so unterbleibt der Zug. In einigen Gegenden Central-Borneo's schlachtet mau aufserdem noch Schweine, und die Beschwörer des Dorfes untersuchen die Eingeweide, um daraus zu sehen, ob Glück oder Unglück zu erwarten ist. Der Zug wird meist nach Gegenden unternommen, mit deren Bewohnern sie in Feindschaft leben. Gelingt es, unbemerkt bis in die Nähe eines Dorfes zu gelangen, so legen sie sich in den Hinterhalt und warten ab, ob sich Gelegenheit bietet, einzelne Personen zu überfallen, die zur Feldarbeit gehen oder sich aus anderen Ursachen vom Dorfe entfernen, gleichviel ob Mann, Weib oder Kind; die Hauptsache bleibt der Kopf. Ist die Anzahl derer, die im Hinterhalt liegen, bedeutend, so warten sie auch wohl den Augenblick ab, wo die meisten Männer mit Feldarbeit beschäftigt sind, und überfallen dann das Haus, schlagen so viele Frauen und Kinder als möglich und die etwa zurückgebliebenen Männer nieder, und machen sich mit den Köpfen eiligst aus dem Staube. Wenn sie verfolgt werden, was in der Regel später durch die heimgekehrten Männer geschieht, so bleiben die beiden Muthigsten der verfolgten Schaar zurück, um Suda, die im Vorhergehenden

beschriebenen kleinen Pfählchen, zu pflanzen; ein paar Andere beschützen diese mit ihren Wurflanzten und Blaseröhren; diese Operation heisst im nordwestlichen Borneo Penutup. Die Anderen suchen während der Zeit mit den erbeuteten Köpfen zu entkommen. In solchen Ueberfällen bestehen die Kriege der Daijaks unter einander. Regelmässige Gefechte finden niemals statt, eben so wenig offene Angriffe auf feindliche Dörfer. Sind es nur zwei oder drei Personen, die Menaijau gehen, so verbergen sie sich so lange in der Nähe des Dorfes, bis sich Gelegenheit bietet, eine einzelne Person zu überfallen.

Ehe man dem Gefangenen oder Getödteten mit dem Schwerte den Kopf abschlägt, wird in denselben unter der Kinulade ein eiserner Haken, Taut, hincingetrieben. Aus welcher Ursache dies geschieht, ist mir unbekannt, aber alle Stämme gebrauchen diesen Haken, der an der inneren Seite des Schildes seinen Platz hat. Ist der Kopf vom Rumpfe getrennt, so wird er ebenfalls mit dem Haken in den Ottot oder Briut gethan, einen aus spanischem Rohr geflochtenen kleinen Korb, der wie ein Tornister an zwei Achselbändern auf dem Rücken getragen wird. Die nordwestlichen Stämme verzieren diesen Korb mit Muscheln, Feindshaaren und Malerei, und er hat eben keinen andern Zweck, als den Kopf aufzunehmen. Als Zeichen von Uerschrockenheit und Muth gilt es, wenn der Sieger den Kopf emporhebt und das herabfließende Blut mit dem Munde auffängt. Der zurückbleibende Körper des Erschlagenen wird, sobald er von den Dorfbewohnern gefunden wird, mit einer Umzäunung umgeben, damit der Geist des Todten (Bankit) keinen Spuk treibe. Auch darf eine solche Stelle während mehrerer Jahre nicht bebaut werden.

Sobald die glücklichen Kopfräuber in ihrer Heimath anlangen, herrscht hier große Freude. Der Kopf wird auf einen hölzernen Teller gelegt und vor dem Hause auf eine hoch aufgerichtete Bambusstange (Takkalak) gestellt. Alle Dorfbewohner schmücken sich das Haar mit einer rothen Blüthe (Kesunsung), welche noch einen Monat später zu tragen das Vorrecht des Siegers und seiner Frau oder Braut ist. Als dann werden Schweine geschlachtet und ein großes Fest bereitet. Der Kopf wird, ehe das Fest seinen Anfang nimmt, in Procession in's Haus getragen und hier in der Mitte des gemeinschaftlichen vorderen Raumes auf einen umgekehrten Schild niedergesetzt. Die Dorfbewohner setzen sich im Kreise um denselben herum, essen und trinken, und reichen dem Kopfe von den besten Speisen dar.

In einigen wenigen Gegenden werden Herz und Stirnhaut des Erschlagenen gekocht und gegessen; namentlich giebt man den Knaben von dieser Speise, um sie muthig zu machen.

Sobald der Kopf in das Haus gebracht ist, wird an der Stelle,

wo der Bambus stand, ein 30 bis 40 Fufs hoher Mast errichtet, auf dessen äusserster Spitze ein aus Holz geschnittener Vogel (Angang) befestigt wird. Diese Trophäe heisst Schandong und bleibt so lange stehen, bis sie morsch wird und von selbst umfällt. Der Holzvogel soll den grossen Rhinoceros-Vogel darstellen, welcher bei den Daijaks dieselbe Bedeutung hat, wie der Kriegsadler bei den Indianern Nord-Amerika's. Jeder, der einen Kopf erbeutet hat, ist berechtigt, eine Schwanzfeder des Angang als Kopfschmuck zu tragen; die Anzahl dieser Federn zeigt die Anzahl der erbeuteten Köpfe an. Der Schädel wird in dem vorderen gemeinschaftlichen Raume als Trophäe aufgehangen, wo sich meistens bereits eine Menge anderer befindet.

Da ich schon oben erwähnt habe, dafs die daijak'schen Männer als einziges Kleidungsstück einen langen Schawl um die Hüften und die Frauen ein kurzes Kleidchen tragen, so bleibt mir nur noch übrig, die Schmuckgegenstände und Waffen zu beschreiben, sowie einiger Kleidungsstücke, die seltener getragen werden, zu gedenken. Die Schmuckgegenstände bestehen aus Arm- und Beinringen von Elfenbein, Muscheln, Ebenholz, Kupfer und Flechtwerk; Halsbändern von Glasperlen, aufgereihten länglich geschliffenen Agatstückchen, Leoparden- und Bärenzähnen; endlich aus Ohringen von verschiedener Form, theils von Holz oder Bambus, von Kupfer oder Blei.

In einigen Gegenden tragen die Männer bisweilen kurze Jacken ohne Aermel von gefärbter und mit Pflanzenfasern durchnähter Baumrinde oder von selbstgewebtem Stoff mit schönen Mustern. Die Frauen haben ganz ähnliche, aber mit Aermeln versehene Jacken. Ihr Schmuck besteht in Halsbändern von Glasperlen und in Ohringen, je nach dem Stamme von anderer Form. Zum Schutz gegen Regen und Sonne tragen sie auf Reisen und bei der Feldarbeit grosse buntbemalte, mit kleinen Muscheln und anderen Verzierungen geschmückte Kopfbedeckungen.

Die Waffen kann ich nicht besser beschreiben, als wenn ich die vollständige Kriegsrüstung jedes einzelnen Stammes namhaft mache.

Ein Krieger des Nordwestens trägt: 1) als Kopfbedeckung (Upang) einen mit rothem Zeuge überzogenen Reifen, mit einer Feder des Angang, wenn der Träger einen Kopf erbeutet hat; — 2) ein Halsband von aufgereihten Leopardenzähnen (Traring-gigit); — 3) einen kurzen, mit schwarzen Figuren bemalten Panzer, von dicken Schnüren geflochten oder geknüpft und mit kleinen Muscheln besetzt (Baadju-Tali); — 4) einen blauen Schawl mit rothen und weissen Verzierungen an den Enden (Tschawat); — 5) Ringe am Oberarm, von Ebenholz oder aus Seemuscheln ¹⁾ verfertigt (Lojang); — 6) einen Talisman aus allerlei

¹⁾ Diese Armringe aus Muscheln werden aus China eingeführt.

Zähnen, Steinchen und anderen Dingen, der an einem schmalen Bande um den Leib gebunden ist (Ussak); — 7) ein Schwert in Form eines zurückgebogenen Rasirmessers (Tankin); — 8) eine 5 bis 6 Fufs lange Wurflanze mit Widerhaken (Boling); — 9) einen kleinen runden Schild von Baumrinde mit oder ohne Malerei (Gunam); — 10) einen eisernen Haken, der bei der Procedur des Kopfabschlagens in der beschriebenen Weise verwendet wird (Taut); — 11) ein Körbchen von buntem Flechtwerk, mit Muscheln und Feindshaaren verziert (Ottat); — 12) eine Bambusbüchse, mit Malerei und Verzierungen, die an dem Ottat befestigt ist und Fufspfeile enthält (Palong-Suda).

Diese Stämme haben die Gewohnheit, ihre Waffen, namentlich Schwert und Lanze, mit dünngeschlagenem Blei theilweise zu überziehen und zu verzieren, ebenso die Schädel, die sie in ihren Häusern aufhängen.

Zur Ausrüstung eines Kriegers von Central-Borneo gehört: 1) eine aus spanischem Rohr geflochtene Mütze oder ein Helm, mit Hahnenfedern verziert, wenn der Träger noch keinen Kopf erobert hat; — 2) ein Panzer von großen Fischschuppen, die auf Baumrinde aufgenäht sind (Bahdju-Sisit); — 3) ein weißer Schawl mit rothen Verzierungen, eigene Weberei; — 4) Armringe von Flechtwerk und aufgereihten Kupferringen; — 5) Ohrringe, aus acht bis zehn messingenen Ringen von verschiedener Größe bestehend, die in eben so vielen Löchern in den Ohren getragen werden; — 6) Beinringe von Flechtwerk, zwischen Knie und Wade getragen; — 7) ein länglicher kleiner Schild von Flechtwerk (Talabang); — 8) ein eiserner Haken (Arang); — 9) mehrere Wurflangen mit und ohne Widerhaken (Tumbah); — 10) ein kurzes grades Schwert von eigenthümlicher Form (Niabor); — 11) ein Reisesack von Flechtwerk (Britut); — 12) eine Matte aus Palmblättern, um des Nachts darunter zu schlafen (Katjang); — 13) ein Behälter für Taback und Zirie, an einem Bande um den Leib gewunden; — endlich 14) ein Talisman (Agit).

Ein Krieger von Ost-Borneo aus dem Stamme Pari trägt: 1) einen Helm in Form eines Thierkopfes oder einen Turban von Baumrinde, mit Federn verziert; — 2) einen Panzer von Leopard- oder Bärenhaut, der nur den Rücken und die Schulter bedeckt; — 3) einen Schawl von gelbgefärbter Baumrinde oder gewebtem Stoff; — 4) einen großen, 4 Fufs hohen und 2 Fufs breiten hölzernen Schild (Klau), entweder roth gefärbt oder mit Malerei und Feindshaaren verziert; — 5) ein 6 Fufs langes Blaserohr von Eisenholz, mit Bajonnet (Sumpit); — 6) einen Pfeilköcher (Tamila); — 7) ein 2 Fufs langes Schwert, dessen Griff mit einem Büschel von Feindshaaren verziert ist, mit grader Klinge, die nach der Spitze zu breiter wird (Appang); — 8) Armringe

von Holz, Muscheln oder Elfenbein; — 9) Ohringe von polirten schönen Steinen, die aber so schwer sind, daß die Ohrläppchen bis auf die Schultern herabgezogen werden, oder 5 bis 6 große messingene Ringe von derselben Schwere.

Ein Krieger von Süd-Borneo aus dem Stamme Bijadju ist an seinem ganzen Körper außer dem Gesicht prächtig tätowirt. Zu seiner Ausrüstung gehören folgende Stücke: 1) ein weißes Band von Baumrinde um den Kopf gewunden oder ein Reif von Flechtwerk, mit den langen Federn des Argus-Fasans verziert; — 2) ein Panzer von selbstgewebten Stoffen, mit Baumwolle dick wattirt; — 3) ein Schawl; — 4) ein Blaserohr mit Bajonnet; — 5) ein Pfeilköcher mit Pfeilen; — 6) ein Schwert wie das der Pari, mit daran befestigtem Talisman; — 7) ein 3 Fuß langer und 1 Fuß breiter hölzerner Schild; — 8) ein eiserner Haken; — 9) eine Wurflanze; — 10) ein Halsband von geschliffenen Achat-Stückchen; — 11) Armringe von Muscheln oder Holz; — 12) Ohringe von Holz mit Verzierungen.

Das Blaserohr gehört ursprünglich nur den Stämmen der Pari und Bijadju an; doch haben die von Central-Borneo diese Waffe theilweise auch angenommen. Bei den Stämmen von Nordwest-Borneo findet man sie höchst selten; gewöhnlich ist sie hier nur durch Tauschhandel erworben. Die Spitzen der 7 bis 8 Zoll langen Pfeilchen sind mit Upas-Gift überzogen. Die Wirkung dieses Giftes ist nicht so verderblich, wie die des Giftes, welches die südamerikanischen Stämme benutzen. Die Malaien binden Salz oder Asche von türkischem Weizen auf die Wunde, und es entsteht dann nur ein leichtes Fieber. Ohne dieses Mittel erfolgen allerdings schwere Fieber und selbst der Tod. Das Wort Upas ist das allgemeine malaiische Wort für Gift und bezeichnet keine besondere Art. Man nennt alle Giftbäume Upasbäume. Es giebt jedoch verschiedene Arten, die mehr oder weniger gefährlich sind. Das Gift der alten Bäume ist besonders kräftig, und die Daijaks bohren diese mittelst langer Stangen an, da sie sich in die unmittelbare Nähe des Baumes nicht wagen. Von den jungen Stämmen dagegen wagen sie die Rinde abzuschälen, die präparirt ganz weiß wie Leinen ist, während die Rinde aller übrigen Baumarten eine rothe Farbe hat.

Die wilden Nomadenstämme (Punan, Manketta, Wutt oder Ott).

Diese Wilden, die nur im Mittelpunkt der Insel in den Wäldern stammweise umherschweifen, sind die Feinde aller übrigen Bewohner. Da sie keine Werkzeuge besitzen, sich Waffen anzufertigen, tauschen sie Schwerter, Blaseröhre und Lanzen von den Pari und Bijadju ein,

an deren Grenzen sie umherschwärmen. Ihre ursprünglichen Waffen sind nur Keulen und Holzlanzen. In einigen Gegenden des oberen Kapuas, wo sie mit den ackerbautreibenden Stämmen der Daijaks in Handelsverkehr stehen, ist es diesen in den letzten 30 Jahren gelungen, einige Stämme zur Ansiedelung und zum Ackerbau zu bewegen, und wahrscheinlich werden auch nach und nach die übrigen diesem Beispiele folgen. Ich liefs, als ich mich in jenen Gegenden befand, einen Stamm der Punan, durch Vermittelung der Daijaks von Lunza, aus den Wäldern holen. Sie kamen unter deren Geleite, da man ihnen Taback versprochen hatte. In ihrer äusseren Erscheinung sind sie durchaus nicht von den Malaien oder ackerbautreibenden Stämmen der Daijaks verschieden. Sie tragen als Bekleidung den im Vorhergehenden beschriebenen Schawl von Baumrinde. Ihre Sinne sind äusserst scharf; auf grosse Entfernung riechen sie Wild oder Feinde, von denen sie verfolgt werden, und die Daijaks können ihnen daher wenig anhaben, wenn es ihnen einmal gelungen ist, einen erfolgreichen Raubzug auszuführen. Sie verschwinden spurlos im Walde mit ihrer Beute, um sie 60 bis 80 Meilen weiter an andere daijaksche Stämme zu verkaufen. Uebrigens sind sie feig und wagen nur mit zehnfacher Uebermacht einen Angriff. Das Gift, welches sie verfertigen, ist weit gefährlicher, als das der Daijaks; wahrscheinlich benutzen sie dazu auch Schlangengift. Aufser Goldstaub, den sie in kleinen Quantitäten sammeln und gegen Waffen und Taback vertauschen, liefern sie noch einen eigenthümlichen Handelsartikel, den man auf Borneo *Galiga* nennt. Es ist dies eine harte, grünlich graue Substanz, die sich in Nichts von einem Kieselsteine unterscheidet, als durch ihre Leichtigkeit. Diese *Galiga* bildet sich bisweilen in den Eingeweiden von Thieren, namentlich von Affen. Sie hat die Gröfse einer Pflaume, wenn sie sehr gross ist, gewöhnlich aber nur die einer Haselnufs, ist selten rund, meist platt. Von Borneo wird die *Galiga* nach China ausgeführt, wo man ihr grosse Heilkräfte zuschreibt; ebenso nach Klein-Asien, Aegypten und der Türkei, wo man glaubt, dafs sie ein besonders gutes Mittel gegen die Pest sei. Durchschnittlich reisen jährlich einige Malaien von Borneo nach Mekka und nehmen bei dieser Gelegenheit so viel *Galiga* mit, als sie aufkaufen konnten. In Borneo gilt ein Stückchen von der Gröfse einer Haselnufs 4 bis 5 Gulden, in Mekka das Vierfache dieser Summe.

Die Chinesen.

Die Chinesen beschäftigen sich hauptsächlich mit Goldsuchen, nur ein kleiner Theil mit Landwirthschaft, namentlich mit dem Anbau von Zuckerrohr, Früchten und Gemüsen, und mit der Zucht von Hühnern,

Enten und Schweinen. Wenn diese Chinesen hier nicht lebten, würde man auf Borneo beinahe nichts anderes als Reis zu essen haben. An den Küsten, namentlich in Sambas, wo 60 bis 70,000 Chinesen meist mit Goldgraben beschäftigt sind, genießten sie eine größere Freiheit, als im Innern der Insel, wo sie einzeln und zerstreut in den malaiischen Dörfern leben und sich der Herrschaft der Malaien in der Hoffnung unterworfen haben, irgend eine reiche Goldmine zu finden, die sie alsdann verheimlichen, so lange es geht. Sie bezahlen bedeutende Abgaben an die malaiischen Fürsten. Sehr oft gerathen sie in Schulden, wenn der Golderwerb nicht so ausfällt, als sie hofften, und in diesem Falle nehmen ihnen die Malaien die Kinder ebenso ab, wie den Daijaks.

Bis jetzt hat Holland, welches nur die Küsten der Insel besetzt hat, keine Schritte gethan, um Einfluß im Innern zu erlangen, obschon dies sehr leicht wäre, da die großen Wasserstraßen sich zur Dampfschiffahrt sehr gut eignen und alle großen malaiischen Dörfer an den Ufern der Flüsse liegen. Bei den Malaien Einfluß erlangen, heißt nichts anderes, als ihnen Furcht einflößen. Sobald die Kanonenmündungen eines Dampfers sichtbar werden, der dicht an ihren Dörfern vorüberfährt, ist man Herr dieses Volkes und hat nichts weiter zu thun, als ihm energisch die Befehle zu ertheilen, die zum Wohle des Landes erforderlich sind. Bis jetzt ist dies von Holland noch nie geschehen, im Gegentheil sind die trägen Malaien stets verhätschelt worden; einestheils weil man den wahren Zustand des Landes nicht kannte, andernteils weil man nicht genug Dampf hatte, und endlich, weil die Colonien Hollands im Verhältniß zur Macht des Staates viel zu ausgebreitet sind. Seit 1840 bereitet sich eine Krisis auf der Insel vor. Das verständige und kräftige Benehmen des englischen Gouverneurs Sir James Brook auf der Nordküste, die durch ihn bewirkte Befreiung der Daijaks von dem unerträglichen Joche der Malaien und die ebenfalls durch ihn eingeführte Freiheit des Handels hat einen gewaltigen Eindruck auf sämtliche daijak'sche Stämme von Nordwest- und Central-Borneo ausgeübt. Sie warten mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo auch ihnen die Freiheit zu Theil werden wird, die ihre Brüder in Serawak und Sadong jetzt genießen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1857

Band/Volume: [NS_3](#)

Autor(en)/Author(s): Kessel Oskar v.

Artikel/Article: [Ueber die Volksstämme Borneo's 377-410](#)